

Lagebild Rassismus

„Angst schwingt immer mit.“

Erfahrungen von Frauen
in Mecklenburg-Vorpommern



Herausgeber:

Lola für Demokratie in MV e.V.

Barther Straße 1

18437 Stralsund

info@lola-fuer-demokratie.de

<https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/projekte/lola>

Autorinnen: Prof.in Dr. Christine Krüger, Jana Michael, Aileen Schulze, Prof.in Dr. Júlia Wéber

Redaktion: Tahera Ameer, Heike Radvan, Aileen Schulze

Lektorat: Britta Kollberg

Fotos: Aileen Schulze

Illustrationen: Anna-Friederike Pöschel

Gestaltung: Wigwam eG,  Design

Druck: Druckzone, Cottbus

Gedruckt auf Envirotop Recycling 100 % Papier

© Lola für Demokratie in MV e.V., 2021

ISBN 978-3-940878-75-5

Zitationshinweis:

Lola für Demokratie in MV e.V. (2021): Lagebild Rassismus: „Angst schwingt immer mit.“ Erfahrungen von Frauen in Mecklenburg-Vorpommern. Stralsund.

Diese Publikation entstand in einem Kooperationsprojekt von Lola für Demokratie in MV e.V. und der Amadeu Antonio Stiftung. Sie wurde ermöglicht mit Förderung und Unterstützung durch die Dreilinden gGmbH, den Integrationsfonds des Landesamts für Gesundheit und Soziales Mecklenburg-Vorpommern, die GLS Treuhand und die Hochschule Neubrandenburg. Unser Dank gilt zudem der Stadt Wolgast, die im Rahmen ihrer Partnerschaft für Demokratie die Erstellung der Illustrationen förderte. Zugleich möchten wir allen Spender:innen danken, die die Arbeit der Amadeu Antonio Stiftung und ihrer Kooperationsprojekte überhaupt erst möglich machen und mit tragen.



HOCHSCHULE
NEUBRANDENBURG
University of Applied Sciences



Inhalt

02	Vorwort
03	Grußwort
04	Einleitung
06	1. Wirkungsmechanismen von Rassismus
06	1.1 Wie Nadelstiche: Rassismus im Alltag
08	1.2 Unsichtbare Mauern: Institutionelle Diskriminierung
16	1.3 Die Grenzen des (Un)Sagbaren: Sprache
23	2. Coping-Strategien und Folgen für Frauen mit Rassismuserfahrungen
23	Fall 1: Gabuschka, 23 Jahre, Neubrandenburg
24	Fall 2: Lumya, 47 Jahre, Stralsund
26	Fall 3: Dascha, 38 Jahre, Wismar
29	Fall 4: Simi, 17 Jahre, Schwerin
30	3. Mecklenburg-Vorpommern: ein Land zum Leben? Ein Fazit
33	Forderungen an Politik, Zivilgesellschaft und Verwaltung
34	Ansprechpartner*innen und Anlaufstellen
36	Quellen

Vorwort

Rassismus ist für uns alle ein täglicher Wegbegleiter. Für manche, nämlich diejenigen, die ihm ausgesetzt sind, ist er permanent sichtbar und spürbar. Er strukturiert den Alltag, auch dann, wenn man versucht, ihn zu verdrängen oder zu relativieren. Die Erfahrung von Rassismus setzt sich in jeder Synapse ab und formt uns und unseren Umgang mit der Welt. Es gibt kein Entkommen, weil Rassismus unsere Gesellschaft bestimmt. Rassismus ist auch für diejenigen allgegenwärtig, die ihn nicht am eigenen Körper erleben. Ob sie Rassismus offen ausleben, ob sie von sich behaupten, „ich bin nicht rassistisch“, oder ob sie die besten antirassistischen Absichten haben, spielt dabei keine Rolle. Deshalb geht Rassismus uns alle an, weltweit und in Mecklenburg-Vorpommern.



Diese Broschüre gibt denjenigen eine Stimme, die selten gehört werden. Ihr Alltag ist geprägt von mehrfacher Diskriminierung. Nur zu oft müssen sie erleben, dass ihre Wahrnehmung von niemand anderem geteilt wird, bis sie schließlich beginnen, selbst daran zu zweifeln: Frauen*, die in Mecklenburg-Vorpommern leben und täglich Rassismus erfahren. Sie erzählen, welche Formen Rassismus hat, wie er sich anfühlt, was er mit ihrem Leben macht. Sie berichten davon, wie sie versuchen, die permanente Abwertung und

den Hass in ihren Alltag zu integrieren, und was der Versuch, diese Erfahrungen zu vermeiden, sie kostet.

Die Perspektiven vieler verschiedener Frauen* stehen im Mittelpunkt der Studie, die Lola für Demokratie in MV e.V. und Tutmonde e.V. gemeinsam mit der Hochschule Neubrandenburg und der Amadeu Antonio Stiftung erstellt haben und auf deren Ergebnissen die hier versammelten Texte beruhen.

Es ist wichtiger denn je, offen über Rassismus zu sprechen, gerade hier bei uns in Mecklenburg-Vorpommern. Seit Jahrzehnten sind hier rechtsextreme Bewegungen erfolgreich und finden Anschluss bis in die Mitte der Gesellschaft: Die AfD ist zweitstärkste Kraft im Landtag, die rechtsterroristische Nordkreuz-Gruppe, die verbotene Heimattreue Deutsche Jugend (HdJ), die völkische Siedlerbewegung, die Identitäre Bewegung – sie alle haben Mecklenburg-Vorpommern zu einem Hotspot der extremen Rechten gemacht. Sie bedrohen nicht nur die Frauen*, die hier zu Wort kommen, sondern alle Menschen, die in einer Gesellschaft leben wollen, in der man frei ist und ohne Angst verschieden sein kann.

Für diese Gesellschaft können wir alle etwas tun, jeden Tag. Dafür müssen wir hinhören und hingucken, uns angesprochen fühlen und den Kampf gegen Rassismus als unsere eigene, tägliche und „kleine“ Aufgabe begreifen. Sich ein wenig anders zu verhalten, kann schon einen großen Unterschied ausmachen. Auch das zeigen uns die Berichte der Frauen*. Diesen Unterschied sollten wir alle machen. Nicht für „die anderen“, sondern für uns selbst, als tägliches Ringen um eine demokratische Kultur, die uns das Versprechen gibt, dass wir sein können, wie wir sein wollen.

Diese Broschüre gibt uns die Möglichkeit zuzuhören. Das Zuhören muss der erste Schritt sein, ein *Nachdenken*, das nicht abwehrt und relativiert, ist der zweite. Und dann kommt das Handeln.

Ich danke allen an der Studie beteiligten Frauen* für ihr Vertrauen. Vertrauen zu schenken, ist das erste, was Betroffene von Rassismus verlernen, verlernen müssen, um überleben zu können. Umso bedeutender ist es, dass wir hier die Gelegenheit bekommen, diesen Personen zuzuhören.

Tahera Ameer
*Programmleiterin Rassismus und Antisemitismus,
Amadeu Antonio Stiftung*

Grußwort

Die Gesellschaft in Deutschland ist durch Migration und Integration geprägt. Diese sind immer wieder Gegenstand von gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, welche sich mitunter in Rassismus äußern können. Rassismus kann jedem, überall begegnen: Ob in der Kita, Schule, bei der Arbeit oder im privaten Bereich, online, passiv beobachtet oder selbst erlebt im direkten Austausch – Rassismus ist allgegenwärtig.

Rassistische Diskriminierung zeigt sich in unterschiedlichen Formen:

- offensichtlich – zum Beispiel verbale Beschimpfungen über das Aussehen einer Person, Stereotype über das Verhalten einer Person oder körperliche Gewalt und Mobbing;
- zum Teil sind auch die Strukturen und Systeme, in denen wir leben, noch rassistisch bzw., wenn es um die Verhinderung von Rassismus geht, nicht ausreichend optimiert;
- und manchmal ist Rassismus „subtil“ und für andere schwer zu bemerken.

Als Landesintegrationsbeauftragte in Mecklenburg-Vorpommern und junge Frau mit Einwanderungsgeschichte bin auch ich Rassismus begegnet. In der vorliegenden Untersuchung kommen Perspektiven von Betroffenen in den Fokus und bieten damit eine besondere und sehr wichtige Sichtweise auf das Thema.

Die Auswirkungen rassistischer Ideologien sind für die Menschheit verheerend. Diese Ideologien haben Sklaverei, Kolonialismus, Apartheid, erzwungene Sterilisationen und Völkervernichtung gerechtfertigt. Leider ist Rassismus in unserer Gesellschaft weiterhin präsent. Er hat direkte Folgen für die betroffenen Personen und Gruppen, aber auch indirekte und tiefgreifende Folgen für die Gesellschaft als Ganzes.

Rassismus ist tief verankert in Strukturen und Institutionen, auch hier in Mecklenburg-Vorpommern. Wir wollen dabei in den Blick nehmen, dass Menschen nicht nur rassistisch diskriminiert werden. Sie können gleichzeitig auch Opfer von Sexismus, Antisemitismus, Islamfeindlichkeit und Diskriminierung aufgrund anderer Ursachen sein.

Halle, Hanau, Christchurch, NSU und weitere Anschläge und Netzwerke zeigen uns seit Jahrzehnten die tödliche Dimension von Rassismus, Antisemitismus und Islamfeindlichkeit. Rassismus ist nicht nur das Problem der migrantischen Gesellschaft. Er hat viele Gesichter und betrifft uns alle. Die Bekämpfung von Rassismus ist eine gesellschaftliche Aufgabe, die wir gemeinsam bewältigen müssen. Doch selbst für Betroffene ist Rassismus im Alltag oft nicht als solcher sichtbar und wird aus Selbstschutz relativiert. Daher spielt die Sensibilisierung für Rassismus in all seinen Erscheinungsformen eine entscheidende Rolle bei dessen Bekämpfung. Einen Beitrag dazu kann die vorliegende Untersuchung liefern, welche die Perspektive von Betroffenen in den Mittelpunkt stellt.

Reem Alabali-Radovan

Staatsministerin für Migration, Flüchtlinge und Integration, vormals Integrationsbeauftragte der Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern



Einleitung

Die vorliegende Broschüre will die Dimensionen von Rassismus begreifbar und die Perspektive von betroffenen Personen sichtbar machen: Welche Ängste haben sie? Was bestimmt ihren Alltag? Wie geht es ihnen im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern, und welche Hilfe steht ihnen zur Verfügung?

Das Bedrohliche an Rassismus ist seine Allgegenwärtigkeit. Er zeigt sich in allen Lebensbereichen und ist unvermeidlich mit dem alltäglichen Leben verwoben. Diese Allgegenwärtigkeit hat Einfluss auf die Lebensgestaltung von Menschen, die von Rassismus bedroht sind. Die Dramatik der Einschränkungserfahrung oder allein die Angst vor einer erneuten Konfrontation mit Rassismus sind für Personen, die zur sogenannten Mehrheitsgesellschaft gehören, kaum vorstellbar. So müssen diese sich beispielsweise nicht die Frage stellen, ob sie bestimmte öffentliche Orte aufsuchen können, ohne sich einer Gefährdungslage auszusetzen: sei das der Aufenthalt an einem Bahnhof, der Besuch eines Cafés oder eines Spielplatzes, bestimmter Dörfer oder Stadtteile oder die Teilnahme am Elternrat im Kindergarten ihrer Kinder. Es stellt ein enormes Privileg dar, sich in Mecklenburg-Vorpommern (MV) frei bewegen zu können, ohne sich der Gefahr aussetzen zu müssen, gefährdet zu sein. Seien es Blicke, Bemerkungen, Beleidigungen oder tatsächliche physische und psychische Übergriffe – Mecklenburg-Vorpommern ist kein sicherer Ort für Menschen mit Flucht- oder Migrationsbiografie.

LOBBI, ein Verein für landesweite Opferberatung, Beistand und Information für Betroffene rechter Gewalt in Mecklenburg-Vorpommern, registrierte 93 Angriffe im Jahr 2020, von denen mindestens 152 Menschen unmittelbar sowie 35 indirekt betroffen waren. Es handelte sich in 59 Fällen um Körperverletzungen, darunter 31 Fälle, die als gefährlich eingestuft wurden. LOBBI gibt bekannt, dass es einen auffälligen Anstieg gemeldeter rechter Bedrohungen (25 gegenüber 14 im Vorjahr) gebe. Ein rassistisches Motiv liege bei über der Hälfte der Fälle vor. Diese Daten stellen laut LOBBI nur eine sichtbare „Oberfläche“ dar, viele Fälle bleiben unbekannt, da ungemeldet. Betroffene Personen suchen selten Hilfe aus Mangel an Vertrauen in Justiz und Polizei, aufgrund vergangener Skandale über interne rechte Netzwerke.¹

Auch ein Erreichen betroffener Menschen stellt eine Schwierigkeit beim Erfassen rassistischer Übergriffe dar. Betroffene Personen melden erlebte Vorfälle nur selten, weil diese für sie zum Alltag gehören. Laut LOBBI bleibt der Anstieg rechter Gewalt trotz Kontaktbeschränkungen aufgrund des Pandemiegeschehens gleich hoch. Schwerpunktregionen rechter Übergriffe sind Vorpommern-Greifswald sowie die Hansestädte Rostock und Stralsund.

Warum stellen wir in dieser Publikation die Erfahrungen von Frauen in den Fokus? Migration und Migrationsprozesse werden in der Öffentlichkeit MVs häufig als ein männlich besetztes Thema wahrgenommen. Sowohl aus wissenschaftlichen Auseinandersetzungen als auch aus eigenen Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Frauen mit einer (familiären) Migrations- oder Fluchtgeschichte in der Sozialen Arbeit, in der Beratung oder in zivilgesellschaftlichen Projekten wissen wir, wie stark diese Frauen in ihrem Alltag Diskriminierung und Rassismus ausgesetzt sind. Dies wird oftmals nicht aufgedeckt oder aufgearbeitet – und häufig nicht von den Frauen selbst thematisiert.

Frauen werden in der Regel als lediglich am Rande, im Kontext von „Nachzug“ wahrgenommen, migrierten Männern zugesprochen oder „angehängt“ als Ehefrauen, Töchter, Nichten u.a. Nur selten wird ihre Eigenständigkeit anerkannt. Spezifische Stigmatisierungen und auch Auswirkungen der Migration wurden lange Zeit in Mecklenburg-Vorpommern vorwiegend aus männlicher Perspektive betrachtet.

Die rassistische Ausgrenzung von Frauen, die Ausblendung ihrer Perspektiven und die Ignoranz ihrer Bedarfe ist überall in Deutschland eine gesellschaftliche Herausforderung. In MV besteht ein deutlicher Forschungsbedarf hinsichtlich des Verständnisses dessen, wie Rassismen (Alltagsrassismus, struktureller Rassismus, rassistische Ausgrenzung im Wohnungs- und Arbeitsmarkt, in der Schule und der Ausbildung) auf Individuen wirken, wie Rassismus-Erfahrungen von Betroffenen gedeutet und gewertet werden und welche Umgangsweisen damit seitens der Betroffenen, der Zivilgesellschaft und der Sozialen Arbeit vorhanden sind.

¹ So wurden jüngst im Kontext der rechtsextremen Gruppe „Nordkreuz“ neben Anklageerhebungen gegen einen Waffenhändler aus Güstrow, einen Mitarbeiter der Waffenbehörde im Landkreis Ludwigslust-Parchim und einen ehemaligen LKA-Beamten (der auch Leiter der rechtsextremen „Nordkreuz“-Gruppe war) u.a. Ermittlungen gegen einen Kriminaloberkommissar aus Grabow sowie einen Rechtsanwalt aus Rostock geführt. Die Gruppe setzt sich dem ehemaligen LKA-Beamten zufolge aus Bankern, Mediziner*innen, Sportlern, Technikern, Ingenieuren, Polizisten und selbstständigen Handwerkern zusammen. Laut Bundesamt für Verfassungsschutz stammen die meisten Mitglieder aus dem Umfeld von Bundeswehr und der Polizei Mecklenburg-Vorpommerns, darunter mehrere frühere SEK-Mitglieder. Sie hätten alle Zugang zu Waffen, Munition und seien geübte Schützen. Siehe z.B. <https://www.tagesspiegel.de/politik/200-leichensaecke-und-aetzkalk-bestellt-rechtsextremes-netzwerk-plante-attentate-auf-politische-gegner/24505056.html> oder <https://taz.de/Rechtsextreme-Preppergruppe-Nordkreuz/15842500>.

Um die Dimension von Rassismus in Mecklenburg-Vorpommern näher analysieren und verstehen zu können, bedarf es der Perspektive von Menschen, die alltäglich und strukturell Rassismus erfahren. Die hier vorgestellte Untersuchung zeigt anhand von Befunden aus qualitativen Interviews mit Frauen aus 2020 und 2021 auf, wie Rassismus als gesamtgesellschaftliche Praxis aus Betroffenensicht wirkt und welche Umgangsweisen Frauen damit entwickelt haben.

Die Intention unseres Forschungskollektivs ist es, anhand der Erzählungen von zwanzig Frauen Perspektiven nachzuzeichnen, die in der Öffentlichkeit wenig bekannt sein dürften. Die Frauen bilden keine homogene Gruppe: Sie unterscheiden sich hinsichtlich ihres Alters, ihrer Sozialisation und Bildungswege, ihrer familiären Situation, religiösen Zugehörigkeit und beruflichen Qualifizierung. Es wurden nicht nur Frauen befragt, die eine eigene Flucht- oder Migrationsbiografie aufweisen, sondern auch Frauen, die in Mecklenburg-Vorpommern geboren wurden und hier aufgewachsen sind. Sie eint die alltägliche Erfahrung, Rassismus und rassistischer Praktiken in MV ausgesetzt zu sein. Das den Erkenntnissen der Broschüre zugrundeliegende und von Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern e.V. und der Amadeu Antonio Stiftung initiierte Forschungsprojekt fand von November 2020 bis Dezember 2021 als Kooperationsprojekt mit dem Verein Tutmonde und der Hochschule Neubrandenburg (Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung) statt. Die partizipative und gleichberechtigte Forschung von Vertreterinnen zivilgesellschaftlicher Organisationen und Wissenschaftlerinnen als Forschungskollektiv zielt auf eine nachhaltige Regionalentwicklung in MV. Methodisch stützt sich die Studie auf die Durchführung episodischer Interviews, die vergleichend rekonstruktiv ausgewertet werden.

Folgende erkenntnisleitende Fragestellungen bilden den Ausgangspunkt der Studie:

1. Wie und in welchen Lebensbereichen sind Frauen und ihre Angehörigen mit Migrations- bzw. Fluchtbiografien in MV von Rassismus betroffen?
2. Wie bilden sich Rassismuserfahrungen im Alltag ab, und über welche Auswirkungen von Rassismus können die betroffenen Frauen mit einer (eigenen oder familiären) Migrations- und Fluchtgeschichte Fluchtbiografie berichten?
3. Welche institutionellen und gesellschaftlichen Strukturen wirken auf individuelle Rassismuserfahrungen in MV?
4. Wie gehen Betroffene mit den Erfahrungen um? Und an wen wenden sie sich?

Die hier vorgestellten Themen finden sich in unterschiedlicher Intensität und mitunter komplexen Verknüpfungen in allen Interviews, für diese Broschüre stellen wir eine Auswahl vor. Schließlich werden Handlungsempfehlungen für Akteur*innen des Bundeslandes, Verantwortungsträger*innen in Politik, der Zivilgesellschaft und der Sozialen Arbeit abgeleitet. Die Ergebnisse der Studie gehen ebenso in die Lehre des Fachbereichs Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung an der Hochschule Neubrandenburg und damit in das Studium der Sozialen Arbeit sowie der frühkindlichen Bildung ein. Neben dieser Broschüre wurden hierfür weitere didaktische Materialien erarbeitet.

Wir bedanken uns bei allen Personen, die sich zur Teilnahme am Forschungsprojekt bereit erklärt haben. Auch danken wir Tahera Ameer für die Initiative zum Projekt, Prof.in Dr. Heike Radvan (BTU Cottbus) für ihr kollegiales Fachlektorat, Anna-Friederike Pöschel für die künstlerischen Illustrationen, die die Dimensionen von Rassismus verbildlichen, Britta Kollberg für das Lektorat, André Kahane für die grafische Unterstützung der Inhalte seitens der Amadeu Antonio Stiftung und Frauke Risse für ihre inhaltliche Mitarbeit. Unser Dank gilt ebenfalls der Hochschule Neubrandenburg für die ideelle und materielle Unterstützung des Forschungsprojektes.

In Bündnispartnerschaft miteinander in Mecklenburg-Vorpommern – für Mecklenburg-Vorpommern

Prof.in Dr. Christine Krüger, Hochschule Neubrandenburg
Prof.in Dr. Júlia Wéber, Hochschule Neubrandenburg
Aileen Schulze, Lola für Demokratie in MV e.V.
Jana Michael, Tutmonde e.V.

als Forschungskollektiv

1. Wirkungsmechanismen von Rassismus

1.1 Wie Nadelstiche: Rassismus im Alltag

Alltag läuft mal mehr, mal weniger routiniert. Alltägliches wird bewältigt, Alltag ist bekannt, vertraut und sicher, vielleicht sogar berechenbar, ein tägliches Einerlei, ein gleichförmiger Ablauf. Er ist für die meisten also vorhersehbar, struktur- und möglicherweise haltgebend. Etwas, was in der Schnelligkeit der Welt für Klarheit und Berechenbarkeit sorgen kann, manchmal vielleicht sogar Langeweile auslöst, unaufgeregt ist, vielleicht auch monoton. So würden wahrscheinlich viele Menschen Alltag beschreiben, und das ist ein Privileg.

Die befragten Frauen in der Studie verfügen nicht über dieses Privileg. Alltag besteht für sie aus kraftzehrenden Herausforderungen. Für sie lauern im Alltag zahlreiche Situationen, die diesen unvorhersehbar und bedrohlich machen. Von einem Moment zum nächsten werden sie durch rassistische Kommentare und Beleidigungen aus ihrem vermeintlichen Alltag herausgerissen. Die Studie zeigt, dass Menschen mit (familiärer) Migrations- und Fluchtbiografie sich in ihrem Alltag in MV mit Anfeindungen und Bedrohungen auseinandersetzen müssen. Befragte Frauen berichten von Situationen, in denen sie unbeschwert Alltägliches bewältigen und von einem Augenblick zum nächsten Routinen erschüttert werden.

„Du läufst durch die Straße, Schnee überall, alles ist wunderschön, alle sind draußen und machen Fotos. Du siehst nur lächelnde Gesichter, und dann läuft ein Mann hinter uns und sagt: ‚Guck mal, die Kanaken.‘“ (Frau C, 00:40:57)

Personen, die Rassismen produzieren, erwirken mit eben diesen, dass betroffene Personen eine permanente Unsicherheit erleiden müssen. Diese Strategie ist sehr wirkmächtig. Die befragten Frauen geben an, dass sie sich dadurch in ihrem Alltagserleben extrem eingeschränkt fühlen. Sie berichten von zahlreichen Bedrohungsszenarien, die ihnen den **Zugang zum öffentlichen Raum verwehren** sollen. Diese Angst gehört für sie zum Alltag dazu und wird fast beiläufig in die Tagesplanung integriert: Wo gehe ich Lebensmittel einkaufen? An welcher Haltestelle steige ich aus? Auf welchem Spielplatz können meine Kinder spielen? Der Besuch von Spielplätzen oder Einkäufe werden für sie zur Gefahr. Personen, die Rassismen produzieren, setzen Beleidigungen und Bedrohungen ein, um eine Umgebung der Angst und Gefahr herzustellen. So berichtet eine Mutter von einer besonders gefährlichen Begebenheit:

„Es war ein schöner, sonniger Tag. Die Kinder spielten Fußball. Dann kam eine Gruppe von Jugendlichen, die waren älter als meine Kinder. Auf einmal fingen sie an, die Kleinen zu bedrohen: ‚Ihr müsst zurück, ihr Scheißausländer. Ihr müsst zurück in eure Heimat, ihr habt hier nichts zu suchen, wir brauchen euch nicht hier.‘ Von diesem Erlebnis haben mir meine Kinder zunächst nichts berichtet. Am nächsten Tag gingen sie wieder Fußball spielen. Da wurde es noch schlimmer: Sie wollten da nur spielen und wurden sogar mit einem Auto verfolgt. Sie wurden beinahe überfahren! Eine Stunde lang sind diese jungen Menschen mit einem Auto hinter meinen Kindern hergefahren, meine Kinder sind weggerannt und die immer hinterher! Als sie nach Hause kamen, waren sie fast ohnmächtig, sie konnten nicht mehr, sie konnten kein Wort sprechen vor Angst.“ (Frau T, 00:40:59)

Die befragten Frauen berichten, dass sie kaum am öffentlichen Leben teilnehmen können, ohne sich einer permanenten Bedrohungssituation auszusetzen. Zu ihrem Alltag gehört es, ständig durch direkte rassistische Beleidigungen oder durch subtile, fast unterschwellige Gebärden wie abschätzige Blicke konfrontiert zu werden. So wurde eine Frau beispielsweise beim Einkauf in der Drogerie von einer Verkäuferin verfolgt, weil diese ihr unterstellte, eine potenzielle Diebin zu sein. Allein die Tatsache, dass die betroffene Frau einen Hijab (ein Kopftuch) trug, nahm die Verkäuferin zum Anlass, ihr eine kriminelle Absicht zu unterstellen (Frau T, 00:02:28). Das ist eine rassistische Strategie, um die betroffene Person zu verunsichern und als gefährlich zu markieren. Andere Frauen, die Hijab tragen, berichten ebenso darüber, dass sie auf offener Straße ausgelacht oder beleidigt werden. Die Frauen geben an, dass sie nur in seltenen Fällen am öffentlichen Leben teilnehmen können, ohne bewertet oder beleidigt zu werden. Sie schildern, dass ihnen Beleidigungen hinterhergerufen werden, sie bespuckt werden und mit rassistischen Fragen konfrontiert sind. Sie können sich nicht frei oder unbeschwert bewegen – der Alltag wird zum Spießrutenlauf.

Soziale Distanz und Ausgrenzungserfahrungen führen zu Leidensdruck

Neben direkten rassistischen Beleidigungen und Bedrohungen sind **Ignoranz und Ablehnung ständige Wegbegleiter** der befragten Frauen. Sie berichten darüber, dass sie teilweise ignoriert werden, wenn sie Auskunft erbitten oder eine Frage haben. Viele Frauen berichten, dass der erlebte Alltag in MV damit verbunden ist, „zur Anderen, zur Fremden“ gemacht zu werden. Sie erleben, dass sie nicht zur Mehrheit dazugehören und aus

dem sozialen Umfeld ausgeschlossen werden, egal, wie sehr sich individuell anstrengen. Freundschaften zu schließen oder Bekanntschaften zu machen, wird für sie zur enormen Herausforderung. Durch die permanenten Ausgrenzungserfahrungen entsteht eine soziale Distanz. Diese Distanz mindert das Vertrauen und protegiert Fremdheit. Befragte Frauen berichten, dass sie sich auf ihr Anderssein reduziert fühlen, in Gesprächen geht es oft nur darum, dieses konstruierte Fremdsein aufrecht zu erhalten.

„[...] , aber was halt noch so alltäglich war und worüber ich heute auch erst reflektiere, ist halt so auch unter Freunden: dass man halt von deren Eltern gehört hat: „Ach, guck mal, da kommt dann ja unsere Milkschokolade oder so.“ Oder dass man in diesen Teenie-Zeiten, da haben wir uns irgendwelche komischen Namen immer gegeben, ich war immer Brownie. Also wo ich heute auch, also so ich weiß ja, es war nicht böse gemeint und sie haben auch nicht drüber nachgedacht. Und erst heute denke ich mir so, um Gottes Willen, was war denn das eigentlich auch so, nicht? Genau. Also das ist halt schon, irgendwie hat diese Hautfarbe dann trotzdem immer nochmal eine Rolle gespielt.“ (Frau A, 00:34:22)

Für Personen der Mehrheitsgesellschaft ist das schwer nachzuvollziehen, sie deuten bspw. Fragen zur Herkunft von Menschen als positive Neugier oder Interesse. Allerdings sprechen diese Praktiken eher dafür, dass Lebenswelten von Frauen mit einer (familiären) Migrations- oder Fluchtbiografie gänzlich unbekannt sind und es wenig Interesse gibt, Gemeinsamkeiten zwischen Personen der Mehrheitsgesellschaft und Personen, die aufgrund ihrer Herkunft als „anders“ markiert werden, zu elaborieren. Die befragten Frauen berichten darüber, dass sie einen Leidensdruck entwickelt haben, ständig diesen Fragen ausgesetzt zu sein, weil diese ihnen eine Zugehörigkeit absprechen. Sie werden so auf Distanz gehalten und gleichzeitig entwertet:

„Ich habe in vielen verschiedenen Bundesländern gelebt, ich habe in einem sehr internationalen Kontext gearbeitet, und ich war mir über meinen eigenen Migrationshintergrund tatsächlich nie bewusst. Der ist mir erst in Mecklenburg-Vorpommern bewusst geworden. Durch diese ständige Konfrontation mit einem Nachnamen, der für viele arabisch, nordafrikanisch klingt, aussieht, das ist mir noch nie so passiert wie in Mecklenburg-Vorpommern. Das muss ich ganz, ganz deutlich sagen.“ (Frau P, 00:05:39)

„Ich habe in verschiedenen Orten in Deutschland gelebt, aber in MV wurde ich zur Migrantin. Auf einmal war dieses Wort präsent in meinem Leben. Dieses Wort hatte früher überhaupt keine Rolle gespielt. Ich war ein Mensch, hier bin ich nur Migrantin. [...] es ist immer noch für mich sehr schwierig, Freunde zu finden, Bekanntschaften zu machen. Ich habe immer noch keine Freunde. Aber ich habe mich mittlerweile schon abgefunden.“ (Frau E, 00:02:09)



„Viele Menschen sagen zu mir: ‚Ihr kommt zu uns, und dann seid ihr noch schlecht und sitzt zu Hause, ihr macht nix.‘ Obwohl das gar nicht stimmt. Gar nicht stimmt! Ich kenne niemanden, der zu Hause sitzt und nix macht. Ich kenne niemanden bis jetzt. Alle in Stralsund zum Beispiel arbeiten, machen eine Ausbildung, gehen zur Schule oder sogar zur Universität.“ (Frau K, 00:12:51)

Die Interviews zeigen auf, dass diese Distanz für Betroffene nur schwer zu überwinden ist. Die Anstrengung dafür liegt allein auf den Schultern der Frauen: Sie müssen sich ständig offenbaren, rechtfertigen, erklären und verteidigen. Ihr Alltag ist davon bestimmt, Wege und Strategien für einen möglichen Umgang zu finden. Sei es die Akzeptanz, dass sie einfach nicht dazugehören sollen, oder eine Überangepasstheit, um ja nicht aufzufallen oder anzuecken. Die soziale Distanz erfüllt eine wichtige Funktion für die Täter*innen: Sie ist nötig für die Abwertung und die Konstruktion „der Anderen“. Je mehr Informationen über das Fremde vorliegen, über die Parameter, die Menschen unterscheiden, desto mehr kann die Distanz gefestigt werden. Die Konstruktion des Anderen spielt somit eine große Rolle in der Reproduktion stereotyper Vorstellungen. Die Ursache für solches Verhalten sind die andauernden Grenzziehungen zwischen dem sogenannten „Wir“ und den „Anderen“. Um die Hierarchie zwischen „wir“ und „ihr“ aufrechtzuerhalten, müssen Grenzen immer wieder gezogen und bestätigt werden. So werden die befragten Frauen permanent auf ihre Fremdheit hingewiesen, egal, was sie tun, und egal, wie sehr sie sich um Zugehörigkeit bemühen:

„Nach all den Jahren, die ich nun schon hier lebe: Mein Akzent bleibt nach wie vor, ich werde ihn nicht los. Die Menschen weisen mich immer und immer wieder darauf hin. Egal, wie sehr ich es versuche, ich gehöre nie dazu.“ (Frau I, 00:41:19)

Alltagsrassismus, das fühlt sich an wie kleine unvorhersehbare und unerwartete Nadelstiche, die andauernd piksen – diese Metapher formulierte eine der Interviewpartnerinnen. Mikroaggressionen, die den Alltag von Betroffenen torpedieren: kurze und alltägliche Demütigungen, in der Kommunikation und im Verhalten, die entweder absichtlich oder unabsichtlich feindliche, abwertende oder negative rassistische Kränkungen und Beleidigungen beinhalten und stets Gefahr laufen, unentdeckt zu bleiben und verharmlost zu werden. Die Gefahr dieser Nadelstiche liegt darin, dass sie schwer zu erkennen sind und oft im Unsichtbaren bleiben, nicht nur für die Ausführenden, sondern auch für die Frauen. Sie finden unter Umständen eindeutig identifizierbaren Rassismus leichter zu verarbeiten als diese kleinen, aber schmerzvollen Verletzungen, die weniger eindeutig zu benennen sind.

Die Schwierigkeit, eine konkrete Klassifizierung und Eliminierung von alltagsrassistischer Praxis herbeizuführen und zu etablieren, wird ebenfalls in den Erfahrungsberichten der Frauen deutlich. Sie müssen permanent Ressourcen aufbringen, um rassistische Behauptungen zu entkräften.

1.2 Unsichtbare Mauern: Institutionelle Diskriminierung

Ist es überhaupt in Deutschland vorstellbar oder zu rechtfertigen, dass Institutionen wie Kitas, Schulen, Hausverwaltungen, Ausländerbehörden oder Jobcenter Menschen ungerecht behandeln? Diskriminierung und Rassismus erscheinen an der Oberfläche als Problemlage einer bestimmten Alters- und Geschlechtsgruppe oder extrem rechter Gruppierungen. Diese Verortung verschließt den Blick vor diskriminierenden gesellschaftlichen Praktiken, die in der „bürgerlichen Mitte“ angesiedelt sind. Sie sind „dauerhafte Benachteiligungen sozialer Gruppen, die auf überindividuelle

Sachverhalte wie Normen, Regeln und Routinen sowie auf kollektiv verfügbare Begründungen zurückgeführt werden“ (Hasse; Schmidt 2012, 883). Die Benachteiligung basiert auf Zuschreibungen von Hautfarbe, Kultur, Religion, Geschlecht, Sexualität oder ethnischer Herkunft. Professionelle Leistungen werden versagt oder zu Ungunsten der Leistungsberechtigten bzw. Leistungsempfänger*innen angepasst.

Frauen berichten in der Studie, dass sie als Hochqualifizierte bereit sind, sich als unqualifizierte Arbeitskraft einstellen zu lassen, um in den Status der Erwerbstätigkeit zu gelangen. Andere verfügen über Ressourcen und studieren in MV erneut – auch nach abgeschlossenen Studiengängen und nach einer ersten beruflichen Expertise im Herkunftsland –, oft in einem ganz anderen Fachgebiet. Die Frauen erleben nicht nur eine Entwertung ihrer akademischen Abschlüsse und beruflichen Erfahrungen in Deutschland, sondern ihre Migrationserfahrungen münden in Deklassierungserfahrungen, da sie im Vergleich zur Lebenslage im Herkunftsland in schwächere sozioökonomische Positionen gelangen.

„Ich bin eine hoch ausgebildete Frau. Ich habe studiert, und ich habe drei Sprachprüfungen absolviert, und trotzdem muss ich in einem Hotel die Teller abwaschen.“ (Frau H, 00:07:54-3)

Wenn über diskriminierende Strukturen gesprochen wird, die unsere Gesellschaft durchziehen, fällt es häufig schwer zu benennen, was Menschen, die gesellschaftlich als „anders“ und „fremd“ markiert werden, erfahren oder womit sie konfrontiert sind. Dass auch Strukturen diskriminieren und ausgrenzen können, lässt sich sehr gut hinter der Überzeugung verstecken, dass bspw. Verwaltungshandeln neutral sei. Dabei gibt es mittlerweile zahlreiche Expertisen und Studien aus verschiedenen Disziplinen, die sehr genau zeigen, an welchen neuralgischen Punkten in biografischen Verläufen von Menschen diskriminierende Strukturen greifen. Für Frauen mit Migrationsgeschichte gilt dies in besonderem Maße. Sie sind ohnehin mit mehrfacher Diskriminierung im Alltag konfrontiert, die innerhalb diskriminierender Strukturen umso wirkmächtiger sein dürfte. Der Kontakt mit zahlreichen unterschiedlichen Institutionen und Ämtern ist für sie schlicht unvermeidbar, insbesondere wenn es Kinder in ihren Familien gibt. Die geschilderten Episoden der von uns interviewten Frauen machen die Verflechtungen von Diskriminierung quer durch verschiedene Ebenen und in der Dynamik der unterschiedlichen Zuschreibungen in beeindruckender Weise deutlich. Es sind unausweichliche Fragen der Lebensbewältigung, die hier thematisiert werden: Wie bekomme ich einen Ausbildungsplatz, falls ich Kopftuch tragen möchte? Wie schaffe ich es, im Jobcenter die richtige Beratung zu erhalten? Wie setze ich mich in der Kita meiner Kinder für mehr Sensibilität im Umgang mit Hautfarbe ein? Wie bekomme ich als Alleinerziehende eine Wohnung? Wie erhalten meine Kinder eine Gymnasialempfehlung? Wie wird meine Stimme in meiner Gemeinde gehört?

In den Erzählungen der Frauen werden immer wieder Ungleichbehandlungen in Ämtern und Behörden, wie bspw. in Jobcentern und Arbeitsagenturen, abgebildet. Menschen mit (familiärer) Migrationsgeschichte haben es, auch in MV, nachweisbar schwerer, Wohnraum zu finden oder sich erfolgreich auf eine Stellenausschreibung bzw. auf einen Ausbildungsplatz zu bewerben. Das hat nicht nur etwas damit zu tun, dass sie **auf Individuen stoßen, die diskriminierende Praktiken vertreten**, sondern auch damit, dass sie **auf Gesetzgebung und Verwaltungsstrukturen treffen, die diskriminierendes Handeln ermöglichen oder gar befördern**.



ICH DARF KEINE ANGRIFFSFLÄCHE
BIEITEN
ICH MUSS KONFLIKTE VERMEIDEN

ICH WILL
ALLES PERFEKT
MACHEN

„Eigentlich fühlte ich mich hier wohl, also am Anfang. Obwohl Rassismus immer ein Thema war. Aber bei mir ist es halt schlimmer geworden, als ich angefangen habe, Kopftuch zu tragen. Dann habe ich vieles erlebt, es ist Alltag für mich geworden, dass mich Leute auf der Straße beschimpfen. Und jetzt hab ich Schwierigkeiten, weil ich ja meinen Abschluss im Sommer bekomme. Und bis jetzt habe ich keine Ausbildung gefunden, weil ich immer Absagen bekomme wegen dem Kopftuch. Oder sie sagen nichts. Wenn ich Vorstellungsgespräch habe, gucken die Personen mich so komisch an und verunsichern mich.“ (Frau K, 00:03:52)

„Also, ich war beim Arbeitsamt, und ich wollte einen Termin für eine Beratung wegen des Studiums, also über Chancen, welche Möglichkeiten ich habe. Und dann gehe ich zum Sekretariat und ich sage: ‚Ja, hallo, guten Morgen, ich möchte bitte einen Termin für eine Beratung.‘ – ‚Hm, haben Sie einen Personalausweis?‘ Und dann nimmt sie meinen Personalausweis, und sie sagt: ‚Woher kommen Sie denn? Also aus Griechenland. Und dürfen Sie hier arbeiten?‘ – ‚Also letztes Mal, als ich geguckt habe, waren wir immer noch in der EU, aber ja, ich darf hier leben und arbeiten, ich darf alles machen.‘ Und sie sagt zu mir: ‚Okay, gehen Sie bitte in die zweite Etage, und Sie werden also gerufen.‘ Okay, gut. Ich gehe mit einem komischen Gefühl, dass ich irgendwo falsch stehe. Dann ruft mich die Frau, ich gehe in ihr Büro und sie fragt: ‚Okay, was möchten Sie?‘ – ‚Ja, ich will einen Termin für eine Beratung wegen eines Studiums.‘ Und sie so: ‚Was machen Sie dann hier? Das ist für Asylbewerber.‘“ (Frau C, 00:40:01)

Auch die widerrechtliche Praktik des „Racial Profiling“, also eine stichprobenartige und verdachtsunabhängige Personenkontrolle durch die Polizei auf Grundlage der physischen Erscheinung, insbesondere Hautfarbe, ist ein wirkmächtiger Baustein im Gebilde institutioneller Diskriminierung. Eine Studie zu möglichem Rassismus und diskriminierenden Handlungen der Polizei in MV, u.a. zu Racial Profiling, wurde 2020 durch das Innenministerium des Landes abgelehnt.² Frauen erfahren aber nicht nur durch Racial Profiling extreme Widerstände und Ungerechtigkeiten, sie müssen sich ebenso besonders anstrengen, um überhaupt Zugang zu Angeboten oder Leistungen zu bekommen, die ihnen rechtlich zustehen. So berichten Frauen davon, dass sie große Widerstände bei Behördengängen zu spüren bekommen und mit starker Abwehr konfrontiert werden.

„Als ich zum Jobcenter gegangen bin, das war auch nach dem Freiwilligendienst, ich wollte mich einfach informieren. Und: ‚Ja, warum sind Sie überhaupt hier? Warum sind Sie nach Deutschland gekommen? Ungarn ist doch kein Entwicklungsland. Also Sie hätten sicherlich einen Job finden können auch zu Hause.‘ Ja. Genau. Also, die Frau war nicht so freundlich.“ (Frau H, 00:18:33)

Die in der Studie generierten Daten geben über gravierende Ausgrenzungen auf dem Wohnungsmarkt Auskunft. Frauen berichten, dass der Zugang zu Wohnraum für sie sehr erschwert ist. Sie sind konfrontiert mit rassistischen Aussagen, Diskriminierungen wegen des Nachnamens oder des Umstands, alleinerziehend zu sein. Die rassistische Dimension geht dabei sehr weit: Zum einen berichten Frauen, dass bereits die Angst, sich zu bewerben, enorm groß sei und diese wiederum permanent bestätigt wird. Sie sind konfrontiert mit rassistischen Stereotypen bezüglich ihrer (zugeschriebenen) Herkunft oder fehlender Transparenz in der Wohnungsvergabe. Wenn dann

² Berichterstattung NDR: <https://www.ndr.de/nachrichten/mecklenburg-vorpommern/Rassismus-bei-der-Polizei-Caffier-lehnt-Studie-ab,rassismusstudie106.html>.

weitere Diskriminierungsdimensionen relevant werden, bspw. die Tatsache, alleinerziehend zu sein, wird die Wohnungssuche zu einem unmöglichen Unterfangen.

„Also ,ich bin alleinerziehend, das heißt, ich suche eine Wohnung für meinen Sohn und mich. Als Frau mit diesem Nachnamen in Rostock, der größten Stadt des Bundeslandes, ist es fast unmöglich. Ich habe eine Anstellung, ich verdiene Geld. Aber ich bin chancenlos auf dem freien Markt. [...] Bei Telefonaten muss ich beispielsweise Auskunft darüber geben, wo mein Name herkommt. Ich komme dann meistens nicht mal bis zur Besichtigung. Oder ich bekomme einen Termin zur Besichtigung, und plötzlich ist die Wohnung dann aber doch schon weg.“ (Frau P, 00:10:29)

Besonders erschütternde Ergebnisse konnten im Bereich medizinische Versorgung erhoben werden. Betroffene Frauen berichten von massiven Ausgrenzungs- und Diskriminierungserlebnissen. Dies fängt bei rassistischen Zuschreibungen an. Frauen berichten, dass allein aufgrund ihres Nachnamens das medizinische Personal ihnen absprach, Deutsch sprechen zu können. Daraus resultierte bei einigen Frauen, dass sie in die medizinische Versorgung nicht vollständig mit eingebunden wurden und es zu fehlenden Absprachen kam. Und selbst in der vulnerablen Situation von Krankheit und der daraus resultierenden Hilfsbedürftigkeit sind Frauen nicht davor geschützt, rassistische Bedrohungsszenarien zu erleben:

„Als ich schwanger war, musste ich mehrmals ins Krankenhaus. Ich lag mit einer deutschen Frau in einem Zimmer. Dann kam eine Krankenschwester in das Zimmer, sie war wohl frisch aus dem Urlaub zurück, ich kannte sie noch nicht. Ich lag im Bett mit meinem Kopftuch, und sie hat gedacht, ich verstehe kein Deutsch. Sie dreht sich zu der deutschen Patientin und sagt: ‚Soll ich Sie von der befreien und in ein anderes Zimmer stecken? [...]‘ Das war ganz schlimm.“ (Frau T, 00:10:41)

Schließlich ist der Ausschluss vom Wahlrecht für zugewanderte Menschen ohne deutsche Staatsbürger*innenschaft und die damit verbundene fehlende Repräsentanz in politischen Einrichtungen maßgeblich für die Stabilisierung diskriminierender Strukturen. Ein Blick in die Kommunalverfassung von Mecklenburg-Vorpommern zeigt, dass keine expliziten Regelungen für die Vertretung zugewanderter Personen existieren. Die Gemeindeordnung bietet die Möglichkeit von Beiräten und Ausschüssen lediglich in beratender Funktion.

Institutionelle Diskriminierung und institutioneller Rassismus sind insbesondere für Betroffene schwierig zu erkennen und noch schwieriger zu benennen. Oft wird die Diskriminierung mit dem Fehlverhalten Einzelner begründet, gleichzeitig haben Individuen nur bedingt die Möglichkeit, diskriminierende Strukturen zu verändern.

„Und wenn man dann halt merkt: egal, was man macht, egal, wo man arbeitet, es reicht dann irgendwie doch vorne und hinten nicht. Und dann, ständig muss man was beantragen [...] Ich habe ja dann natürlich überall auch Vergünstigungen gekriegt, das kann man ja alles beantragen, das hieß dann aber auch: Ich muss dann zum Verein rennen, ich muss dann zur Schule rennen, mich überall offenbaren. Und das ist einem dann natürlich irgendwann unangenehm, also ist ja irgendwie logisch. Aber, ja, das würde ich auf jeden Fall sagen, das war schon sehr anstrengend.“ (Frau B, 00:24:21)



„Angst schwingt immer mit.“

Dabei wirkt Diskriminierung durch Behörden, Ämter, Kitas, Schulen oder durch die Polizei aufgrund der gegebenen Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse besonders schwer und bleibt Ausdruck gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Anders als der Kontakt mit Einzelpersonen ist der Umgang mit ihnen nicht zu vermeiden, ganz im Gegenteil, die Auseinandersetzung mit Institutionen ist für die Frauen die einzige Möglichkeit, das eigene Leben in MV zu gestalten und abzusichern. Im Folgenden wird, aufgrund der hohen Dichte der Berichte der Frauen, ein besonderer Fokus auf die Themen Bildung und die Anerkennung von Bildungsabschlüssen gelegt. Die Rassismuserfahrungen in den Schilderungen betreffen dabei sowohl die Frauen selbst als auch ihre Kinder.

Fokus Schule – Bildungsbenachteiligung

Dass institutioneller Rassismus und Diskriminierungspraktiken existieren und wie sich diese Praktiken auf die Betroffenen auswirken, belegen zahlreiche Studien. So zum Beispiel in Bezug auf den Zusammenhang zwischen einem niedrigen formalen Bildungsstatus und Migrationsgeschichte. Diese Studien zeigen, wie Schichtzugehörigkeit, Geschlecht und Migrationsgeschichte Determinanten für Ungleichheiten im schulischen Bildungserfolg für Schüler*innen werden. Es gibt eine erhebliche Benachteiligung von Jugendlichen mit Migrationsgeschichte hinsichtlich der besuchten Schulform und somit letztlich auch hinsichtlich der (erreichbaren) Schulabschlüsse. Die damit verbundenen Unterschiede in der Kompetenzentwicklung zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationsgeschichte vergrößern sich im Verlauf der Schulzeit deutlich. Schüler*innen mit Migrationsgeschichte müssen bessere Leistungen erbringen als andere Schüler*innen, um eine Gymnasialempfehlung zu erhalten. Oder andersherum formuliert: Bei gleicher Leistung erhalten Kinder ohne Migrationsgeschichte eine Gymnasialempfehlung und Kinder mit Migrationsgeschichte erhalten diese nicht, häufig begründet durch ein vermeintliches Sprachdefizit oder ein angenommenes Defizit durch Mehrsprachigkeit (vgl. Solga; Dombrowski 2009, Ditton 2007 sowie Gomolla; Radtke 2002).

Diese Studie belegt, dass ein Großteil der befragten Frauen, die in Mecklenburg-Vorpommern die Grundschule besuchten, keine gymnasiale Empfehlung bekamen, trotz vorliegender Leistungsnachweise. Die erhobenen Daten geben Auskunft darüber, dass Betroffenen eine Empfehlung für den Besuch des Gymnasiums verweigert wird, weil ihnen entsprechende Kompetenzen abgesprochen werden: zu Unrecht.

„Mein Bruder war zum Beispiel an so einer Brennpunktschule. Ich hatte aber Glück, dass meine Eltern beide nicht bei mir auf diese Empfehlung gehört haben und dass es dann auch ganz gut geklappt hat. Ich habe aber auch Freundinnen, die gleichzeitig gekommen sind, z.B. aus dem Irak, die dreimal die 1. Klasse wiederholen mussten wegen der Sprache. Und da gab es das System noch nicht, dass man vielleicht begleitend Deutsch lernt. Also das war dann so: ‚Nee, ihr müsst so lange die 1. Klasse wiederholen, bis ihr Deutsch könnt.‘ Das ist irgendwie auch nicht richtig. Also ich kenne niemanden, der oder die da eine Gymnasialempfehlung bekommen haben, die Migrationsgeschichte haben. Das war immer so, klar, Realschulempfehlung. Oder Hauptschule sogar.“ (Frau D, 00:46:30)



Betroffene Frauen berichten von mangelnder Unterstützung und akuten Erschwernissen dabei, ihren Bildungserfolg zu erlangen. Sie müssen enorme Kraftressourcen aufwenden, um die ihnen zustehenden Bildungschancen wahrnehmen zu können. Aus den erhobenen Daten geht hervor, dass der **Bildungserfolg zunehmend vom Engagement einzelner Personen aus dem nahen Umfeld abhängt und systematisch nicht garantiert werden kann.**

*„Ich habe auch eine Realschulempfehlung bekommen in der 4. Klasse, warum auch immer. Und meine Eltern haben aber darauf bestanden, dass ich Abitur mache, und deswegen bin ich aufs Gymnasium gegangen. Und das hat aber alles ziemlich gut geklappt, weil meine Eltern sind auch Akademiker*innen, und das spielt schon auch eine große Rolle. Sie haben dafür gekämpft. Wenn ich das vergleiche mit meinen Freunden, die ähnliche Lebensgeschichten haben, lag es am Engagement meiner Eltern, da hatte ich Glück.“ (Frau D, 00:44:00)*

Oftmals sorgt mangelnde fachliche Kompetenz der Lehrkräfte hinsichtlich Mehrsprachigkeit dafür, dass mehrsprachige Schülerinnen keine gymnasiale Empfehlung bekommen. Ihnen wird die Fähigkeit abgesprochen, sich dem gehobenen Bildungsniveau zu stellen, *obwohl* sie Kompetenzen der Mehrsprachigkeit aufweisen und nachweisen können. Ein Beispiel:

„Ich bin wegen meiner Zweisprachigkeit erstmal nicht auf das Gymnasium gekommen, weil gesagt wurde, dass ich dann überfordert wäre. Und das wurde dann für mich entschieden, und dann musste ich erstmal kämpfen, um überhaupt irgendwie auf das Gymnasium kommen zu können. Deutsch war schon immer ein Fach, in welchem ich sehr gut war, und ich habe das jetzt auch als Leistungskurs gewählt. Ich hatte alle Kompetenzen, und es wurde mir trotzdem verwehrt.“ (Frau J, 00:10:21)

Die Bildungsbenachteiligung, die aus fehlenden Hilfsangeboten und der ständigen Konfrontation mit rassistischen Beleidigungen resultiert, fängt bereits in den ersten Jahren in der Grundschule an. Einige Frauen berichten darüber, dass sie schon früh unter Stigmatisierungen leiden mussten:

„Ich wurde in der Grundschule behandelt, als wäre ich behindert. Einfach nur wegen meiner Mehrsprachigkeit. Also, dass meine Eltern was total falsch mit mir gemacht haben, und das wurde denen auch immer vorgeworfen. Ich wurde einfach immer irgendwie hervorgehoben, immer nicht so wie die anderen behandelt.“ (Frau J, 00:28:53)

„Ich sollte halt immer auf eine Sprachbehindertenschule gehen. Aber meine Mutter hat dagegen angekämpft. Sie wusste, was ich kann, und dann habe ich es irgendwann halt auf eine ganz normale Grundschule geschafft. Aber nur dank meiner Mutter.“ (Frau B, 00:06:24)

„Also, das hatte ich in der Grundschule. Also ich habe ja, seit ich zwei bin, auch Deutsch gelernt. Und dann musste ich in der Grundschule trotzdem zu einem Förderdeutschunterrichtskurs, einfach weil ich halt woanders herkam. Die Aufgabe, die wir gemacht haben – also ich und noch ein anderer Junge waren das –, konnte ich, weil mein Deutsch genauso gut war wie das von allen anderen. Aber einfach weil ich das stehen hatte, dass ich woanders herkam, sollte ich das machen. Das hat gar keinen Sinn gemacht, und das finde ich halt auch irgendwie ein bisschen unfair, wenn man so Kinder, einfach nur weil es auf der Urkunde oder im Ausweis steht, dann irgendwie zusätzlich so Förderkurse machen lässt oder, ja. Also, ja, hätten die darauf geachtet im Unterricht, wie ich rede, wie ich schreibe, wie ich lese, hätten die gemerkt, dass ich das nicht brauche.“ (Frau S, 00:30:43)

„Angst schwingt immer mit.“



Die Frauen berichten zudem darüber, dass die Schule für sie ein gefährlicher Ort war/ist und mit vielen Unsicherheiten verbunden ist. Neben den Ressourcen, die sie zum alltäglichen Lernen aufbringen müssen, sind sie gezwungen, zusätzliche Ressourcen zu aktivieren, um mit den Diskriminierungen im Unterricht und auf dem Schulhof umgehen zu können. Betroffene leiden unter der Isolation und den Ausgrenzungserfahrungen. Diese beschweren ihre Bildungschancen, weil sie kontinuierlich von sozialen Prozessen ausgeschlossen werden. Der Zugang zu einem Miteinander wird ihnen oftmals verwehrt. Sie erleben Diskriminierungen seitens der Mitschüler*innen, aber auch von Lehrkräften. Die erhobenen Daten zeigen auf, dass Schüler*innen mit Migrationsbiografie einen enormen Leidensdruck aufweisen, weil sie mit Herabsetzungen von direkten Beleidigungen über indirekte rassistische Zuschreibungen bis hin zu Ausgrenzungen in ihrem schulischen Alltag konfrontiert werden.

„Ja, aber ich glaube, so die rassistischste Erfahrung ist immer, wenn irgendjemand das N-Wort dann ruft. Das kam in der Schule schon zweimal vor.“ (Frau J, 00:16:39)

Schülerinnen, die ein Kopftuch tragen, sind besonders häufig von Rassismen und Ausgrenzungen betroffen, ihnen wird beispielsweise die Teilnahme am Sportunterricht verwehrt:

„Meine Tochter durfte keinen Sport machen, ich bin dann zur Schule gegangen und habe das angesprochen. Ich wurde gar nicht ernstgenommen, weil sie dachten, ich spreche kein Deutsch. Und dann sagt sie: ‚Na, Sie sprechen gut Deutsch, wie kommt denn das?‘ Ich habe gesagt: ‚Ja, wir haben hier studiert. Wir sind auch qualifizierte Leute, und wir bezahlen auch unsere Steuern.‘ – ‚Nein, nein, nein, nehmen Sie das nicht übel.‘ Ja. Und dann kann dieses Problem Sport. ‚Warum darf sie keinen Sport treiben? Oder mitmachen?‘ Und dann sagt sie zu meiner Tochter: ‚Du hast mir nicht gesagt, dass deine Mutter gut Deutsch sprechen kann.‘ Was hat das damit zu tun? Wenn ich kein Deutsch spreche, darf meine Tochter keinen Sport machen, oder was? Dann habe ich ihr gesagt: ‚Ja, woran liegt das? Ich möchte mit der Koordinatorin sprechen, nicht mit Lehrern.‘ Da bin ich direkt mit der Koordinatorin in Kontakt gegangen. Ja, am nächsten Tag ist meine Tochter mit Sportsachen gegangen, mit schönen Farben, und dann die Lehrerin: ‚Oh Gott, das sieht schön aus, das sieht chic aus.‘“ (T2804.00:29:20)



Lehrkräfte werden in den Interviews häufig als hilflos beschrieben. Es fehlen Handlungspraktiken und Schutzkonzepte für Kinder und Jugendliche, die von Rassismus betroffen sind. Fehlende Hilfsangebote können in schwere physische und psychische Verletzungen münden – für die Frauen, die selbst betroffen sind/waren, bzw. ebenso für ihre Kinder. Zurück bleiben Hilflosigkeit und das Gefühl, auf sich allein gestellt zu sein.

„Bei meinem Kleinen war auch das Problem, dass keiner neben ihm sitzen wollte. Und der war klein und sehr sensibel und hat viele Sachen in sich reingefressen. Er wurde geschlagen von Schülern, und wir durften uns nicht beklagen. Und da, wo er angefangen hat, sich zu verteidigen, da kamen die Eltern. Da ruft uns die Schule an. Da habe ich gesagt: ‚Ja, wo wart ihr, als ich hier angerufen habe und gesagt, mein Sohn wurde geschlagen? Meinem Sohn wurde sein Finger gebrochen. Und, wo wart ihr? Warum hat keiner was gesagt?‘“ (Frau T, 00:32:45)

„Die Lehrerin hat immer nur ermahnt, aber es hat wirklich nichts gebracht. Sie haben es nicht ernst genommen. Also sie haben es eigentlich immer alle ignoriert, alle. Bis ich nachher irgendwann – das war kurz vor, also sechste Klasse – zur Schulleitung gegangen bin und es meiner Mutti erzählt habe. Ich habe das halt die ganze Zeit verheimlicht, aus Angst, vielleicht aus Scham. Auch sie ist

zur Schulleitung gegangen, aber es hat keiner wirklich darauf reagiert. Also vielleicht hätte ich es meiner Mutti eher erzählen sollen, aber es ist halt auch echt schwer, wenn man so in der fünften Klasse neu dazukommt, zwei Jahre dableiben muss und dann die Mutti so in der zweiten Woche in der Schule antanzt. Deswegen wollte ich immer nicht, dass die kommt.“ (Frau S, 00:12:17)

Fokus Anerkennung von Bildungsabschlüssen

Viele der befragten Frauen äußern, dass sie einen enormen Leidensdruck erfahren in der Auseinandersetzung mit den Behörden. Vor allem Frauen, die in erster Generation migrieren und höhere Bildungsabschlüsse aufweisen. Die gleichwertige Anerkennung ihrer Abschlüsse, in Europa erworben oder in einem Drittstaat, ist ein sehr mühsamer und kräftezehrender Weg. Viele Abschlüsse werden nicht anerkannt, und viele Frauen sind gezwungen, im Niedriglohnsektor zu arbeiten, um die Versorgung (der Familie) zu gewährleisten.

Für andere Frauen ist der Weg der Abschlussanerkennung mit so großen Barrieren versehen, dass sie die Anerkennung nicht als Option wahrnehmen können, dann entweder neu studieren oder als Nicht-Fachkraft arbeiten müssen. Die Frauen berichten von gravierenden Missständen innerhalb der Beratungsangebote beim Jobcenter oder anderen Einrichtungen. Oftmals werden sie unzureichend beraten oder leiden unter der Art und Weise der Beratung.

„Im Anerkennungsprozess meines Hochschulabschlusses bin ich auf sehr viel Widerstand gestoßen. Also das war im Schulamt keine gute Erfahrung. Und dann habe ich damit aufgegeben, dass ich mit diesem Prozess anfangen, damit mein Diplom als Lehrerin anerkannt wird. Ich musste aufgeben, es war zu schwer.“ (H1304.00:20:42)

„Früher war es schwierig. Weil ich wollte gar nicht zum Beispiel zum Arbeitsamt gehen. Das war für mich Qual, und ich wollte so schnell wie möglich da weg.“ (G1404.00:06:55)

„Für mich war das katastrophal. Ich konnte damit klarkommen, aber natürlich diese drei Jahre die Ausbildung zu wiederholen, weil meine nicht anerkannt wurde, war für mich eine lange Zeit. Und ungerechte Zeit, weil du erledigt hundert Prozent Arbeit, kriegst Lehrlingsgeld und wirst ungerecht behandelt. Das war eine schwierige Zeit. Wirklich schwierige Zeit.“ (G1404.00:08:39)

„Und in Behörden ist es, ja, ich fühle mich immer ganz klein. Also das ist schon so, wenn ich selber private Behördengänge hab, dann fühle ich mich nicht wie eine Bürgerin, ich fühle mich oft sehr klein.“ (D0804.00:41:12)

Die Folgen dessen sind zum einen der immense Verlust von Fachkräften für das Bundesland und zum anderen zurückgelassene Frauen, die finanziell prekär arbeiten müssen und nur unzureichend Hilfestellung bekommen.

1.3 Die Grenzen des (Un)Sagbaren: Sprache

Wie über Migration gesprochen wird und was dabei eigentlich nicht gesagt wird, lässt sich als ein eigenständiger Themenbereich aus der Sicht von Frauen nachvollziehbar machen, der wiederum mit allen Lebensbereichen ständig verbunden ist: Aushandlungsprozesse darüber, was gesellschaftlich als sagbar gilt oder aber nicht gesagt werden darf, und darüber, wie jemand etwas sagen darf, hängen auf komplizierte Weise mit Machtverhältnissen und Privilegien, der eigenen sozialen Position und auch ökonomischen

Ressourcen zusammen. „Mit diesen Fragen verknüpft ist die Überzeugung, dass die Wirkungen des Gesagten erstens von der Form ihres Gesagt-Werdens mindestens genauso stark abhängen wie von ihren Inhalten, und zweitens, dass das Verhältnis des Gesagten zum Nicht-Gesagten, des Gezeigten zum Nicht-Gezeigten ein zentraler Mechanismus für den Diskurs und seine Mächtigkeit ist.“ (Roth et al. 2013, 7).

Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit den Erfahrungen von Frauen in Mecklenburg-Vorpommern mit Sprachen als symbolischen Zeichensystemen, die der Kommunikation und Verständigung über Alltagshandeln dienen – und zugleich darüber hinaus und aufeinander wirken. Diese Wirkungen fallen in jedem untersuchten Einzelfall unterschiedlich aus.

Mehrsprachigkeit

„Betrachtet man die Entwicklung der Sprache des Menschen historisch, so lässt sich feststellen, dass Mehrsprachigkeit Normalität war und ist.“ (Roth et al. 2013, 16).

Diese Normalität scheint in Deutschland vielerorts in Vergessenheit geraten zu sein. Auch in Mecklenburg-Vorpommern berichten die meisten interviewten Frauen einerseits darüber, ihre Mehrsprachigkeit nicht zeigen oder nicht in einem erwünschten Ausmaß ausleben zu können. An die Mehrsprachigkeit durch die eigene Herkunft, die Herkunft der (Groß-)Eltern oder des Partners*/der Partnerin* wird als potenzielle Ressource nicht angeknüpft. Multilingualität wird tabuisiert und ihr eine Relevanz für die alltägliche Lebensführung in der Öffentlichkeit abgesprochen. Die Gründe und Anlässe dieser Alltagspraxis sind vielfältig; so finden sich auch in den Interviewgesprächen mit den zwanzig Frauen der Studie verschiedene Beweggründe. Mehrsprachigkeit wird andererseits in neueren Publikationen als ein wichtiges Mittel für die Kämpfe von Migrant*innen um soziale Rechte, Teilhabe und Partizipation beschrieben. Der gesellschaftliche Diskurs um Mehrsprachigkeit, in dessen Fokus bestimmte Fremdsprachen im Zusammenhang mit beruflichem Erfolg eine Aufwertung erfahren, „schafft widersprüchliche Bedingungen für die Auseinandersetzung mit migrantischem Sprechen und migrantischen Sprachen: Die Debatten, migrantische Alltagspraktiken, Maßnahmen und Projekte in Zusammenhang mit ‚Mehrsprachigkeit‘ bieten eine Chance für MigrantInnen, sich kollektiv als politisch mehrsprachige Subjekte, als ‚Wissende‘ statt als ‚Unwissende‘ in das gesellschaftlich hegemoniale Mehrsprachigkeitsverständnis einzureklamieren. Oder eben nicht.“ (Gouma 2020, 1)

Die Handlungsmöglichkeiten durch Sprachen und Mehrsprachigkeit variieren stark. Die Bedingungen und Strukturen, die Sprachhandlungen hervorbringen, sind verschränkt mit sozialen Kategorien – Klasse, Gender, Herkunft u.a. Legitimiert wird der Linguizismus, die spezifische Form des Rassismus, die Sprachen und ihre Sprecher*innen aufgrund ihrer sozialen, lokalen oder migrantischen Herkunft abwertet (vgl. Dirim 2010). So gilt deutsch-englische oder deutsch-französische Bilingualität als Bildungsgut, deutsch-türkische oder deutsch-rumänisch-russische Multilingualität hingegen oft eher als Hinweis auf eine (negativ konnotierte) Migrationsbiografie. „Mehrsprachigkeit ist deshalb ein widersprüchliches Konzept, das Ungleichheit sichtbar und somit verhandelbar macht.“ (Gouma 2020, 1)

An die Ressource der Mehrsprachigkeit in Mecklenburg-Vorpommern anknüpfen zu können, scheint nur in privilegierten Sozialisations-, Bildungs- und Lebenskontexten möglich zu sein. Zugänge dazu erhält lediglich ein kleinerer Teil der Menschen in Migration. Eine große Mehrheit der potenziell

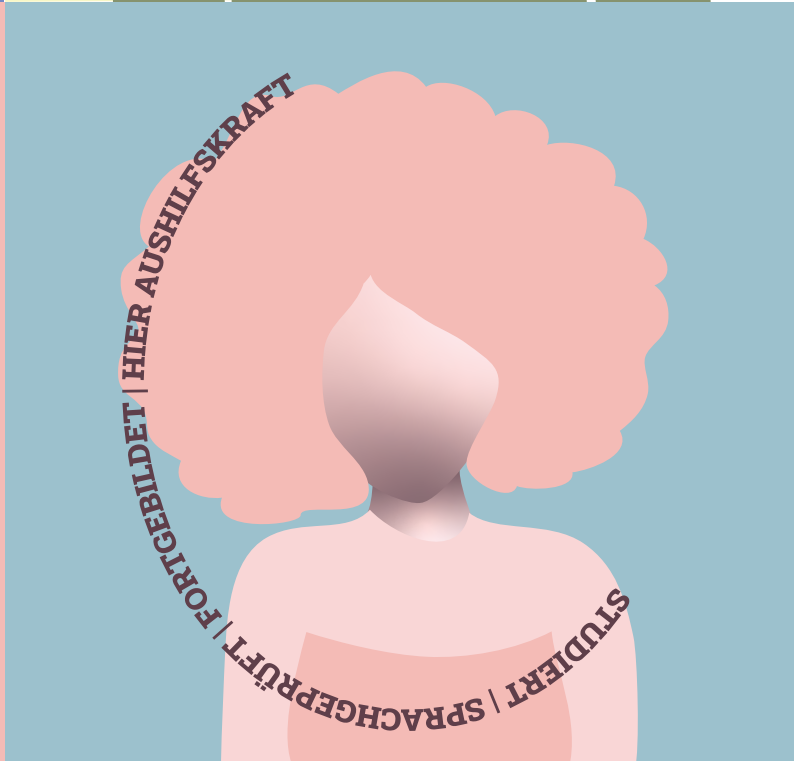
mehrsprachigen Menschen ist in ihrem Alltag darum bemüht, ihre Deutschkenntnisse zu verbessern und ein angepasstes Bild in der Öffentlichkeit zu präsentieren, das überdurchschnittlich gute Deutschkenntnisse beinhaltet und ohne die vom deutschen Alphabet abweichenden Buchstaben/Zeichen in der Namensgebung auskommt. Es wird von Erfahrungen berichtet, durch einwandfreie Deutschkenntnisse in der Öffentlichkeit selbstsicheres Auftreten, Bodenständigkeit vermitteln zu wollen und sich auf diese Weise Zugehörigkeit erkämpfen zu wollen. Das Image einer Neuzugewanderten, das sich auch durch Sprachpraktiken im Alltag nachvollziehen lässt, wird ungern präsentiert.

„Also, was ich merke, was bei mir ganz viel mitschwingt, ist, in der Öffentlichkeit zum Beispiel spreche ich sehr leise oder fast gar nicht mit meinen Kindern Polnisch. Und das hat etwas damit zu tun, dass ich die Leute wissen lassen will, dass ich Hochdeutsch spreche, dass ich gut Deutsch spreche. Da habe ich schon mal letztes drüber nachgedacht und dachte, Mensch, eigentlich musst du das ändern, weil das tust du ja dann nicht für dich, sondern irgendwie für die anderen oder für dein Gefühl, dass die damit klarkommen, weil die damit nicht klarkommen würden, so in der Art, dass ich Polnisch spreche und das irgendwie so komisch scheinen würde. Aber genau, es hat mir auch wieder vor Augen geführt, ja, dass ich mich scheinbar doch auch nicht ganz frei darin fühle dann hier, einfach so zu leben und so quasi zu sein, wie ich eigentlich dann wäre. Also mir ist es irgendwie, ich merke es schon, dass es mir immer sehr wichtig ist, total bodenständig, total, naja, auch so selbstsicher und so aufzutreten. Also überhaupt nicht den Anlass auch nur zu geben, dass ich irgendwie neu zugewandert oder irgendwas sein könnte. Das merke ich bei mir.“ (Frau A, 00:25:03)

„Wenn ich mich auch auf dem Spielplatz mit anderen Eltern auf Deutsch unterhalte, dann drehe ich mich zum Kind und rede auch Deutsch. Und dann, schlimm, oder nicht am schlimmsten, aber traurig fand ich, als ich mit meinem Kind in der Kita war im Umkleideraum und ihm irgendetwas auf Russisch gesagt habe und er dann zu mir ganz leise auf Deutsch: ‚Mama, die anderen verstehen dich doch nicht, red‘ doch Deutsch.‘ Das fand ich, genau dass es von ihm aus kam, fand ich schade. Und ich weiß, dass meine Mutter zum Beispiel, [...] hat mir erzählt, als sie einmal mit ihm, mit dem Kind gespielt hat, dass zu ihr dann eine Frau gesagt hat, sie soll doch Deutsch mit dem Kind reden.“ (Frau F, 00:15:07)

Einige Frauen schildern den Umgang mit mehreren Sprachen als kompliziert und konfliktuell. Sie berichten von Situationen, in denen die Nutzung der (nicht deutschen) Muttersprache zu rassistischen Beleidigungen oder Nachteilen in beruflichen Kontexten führt. Wenn Zwei- oder Mehrsprachigkeit in der Herkunftsfamilie erhalten werden konnte, werden diese Sprachen oft nur innerhalb der Familie praktiziert. Es wird eine Art Innensicht als Familienpraxis etabliert, die sich von dem Bild, das die Familie im öffentlichen Leben präsentiert, maßgeblich unterscheiden kann. Viele Familien bemühen sich um ein angepasstes, an den vermeintlichen deutschen Normalitätserwartungen orientiertes Bild, an dem das eigene Handeln im Öffentlichen auch ausgerichtet wird. Ein Hinterfragen geltender Normvorstellungen gilt nicht als erstrebenswert – der Weg der Konfliktvermeidung scheint erträglicher zu sein als eine andauernde Konfrontation mit den fragenden Blicken der Mehrheitsgesellschaft oder mit der Handlungsaufforderung, sich ständig als „Andere“ erklären zu müssen.

Auch dann beschließen Frauen, ihre Sprachen nur im Privaten zu gebrauchen, wenn eine Möglichkeit besteht, die eigene(n) Muttersprache(n) im beruflichen Kontext zu nutzen. Arabisch, Russisch, Polnisch, Rumänisch, Ungarisch oder Griechisch zu sprechen wird nicht positiv konnotiert, es kostet zu viel „Kapazität und Energie“, es im Alltag aufrechtzuerhalten – diese weitreichende Entscheidung wird mit unausgesprochenen, impliziten Momenten von Othering in Verbindung gebracht. Zu den Motiven zählen auch die Selbstsorge und der Wunsch, Abstand zu halten – eine professionelle Distanz zwischen sich und den Adressat*innen in institutionellen Kontexten durch Deutsch als Verkehrssprache zu etablieren, wird angestrebt, um auch in der Zukunft handlungsfähig zu bleiben.



„Also mein Gefühl ist, ja, ich habe tatsächlich auch letztens meine Mutter mal gefragt, weil ich so das Gefühl hatte, sie war so die typische überangepasste Polin hier, das ist ja für Polen in Deutschland nicht unüblich. Aber zum Beispiel, sie hat immer Polnisch mit uns gesprochen, also das war zum Beispiel etwas, das hat sie nicht versteckt. Da gibt es ja wirklich Familien oder so, die haben versucht, da wirklich nur Deutsch zu sprechen. Also wir sind tatsächlich zweisprachig aufgewachsen. Sie hat viel Polnisch mit uns gesprochen, und ihr war das auch immer wichtig, dass wir das können. aber ich hatte das Gefühl, meiner Mutter war es immer sehr wichtig, was wir nach außen für ein Bild abgeben.“ (Frau A, 00:13:43)

„Also eigentlich nur privat. Im beruflichen Kontext hab ich es am Anfang gemacht [...] Aber ich hab dann gemerkt, das hat zu viel Kapazität und Energie gekostet, dass ich das dann nicht mehr gemacht hab und eigentlich weiterhin ungern mache im beruflichen Kontext und eigentlich nur noch privat mit meinen Eltern und Freunden, mit denen ich Arabisch sprechen kann, Arabisch spreche.“ (Frau D, 00:14:06)

„Der Begriff Geheimsprache kam auch öfter vor, als ich telefoniert habe, auf Ungarisch telefoniert habe. Und ja. Also sie hat einfach mit mir nicht auf der gleichen Augenhöhe gesprochen. Und zum Beispiel die anderen Aushilfen, die waren deutsche Aushilfen, sie durften schon nach ein paar Wochen auch Kasse machen. Ich hab da zwei Jahre gearbeitet, und ich durfte nie die Kasse machen. Wirklich nie.“ (Frau H, 00:28:55)

Fehlende Worte

Sich nicht (gut genug) ausdrücken zu können, in Situationen des Alltags ausgeliefert und der eigenen Handlungsmächtigkeit beraubt zu sein, verbindet viele der interviewten Frauen. Viele solche Episoden können zu Frustration, Ausgrenzung und psychischen Notsituationen führen, die bei Nichtadressierung weitreichende Folgen haben können.

„Ich hab zum Beispiel in der Schule keine rassistischen Erfahrungen gemacht, die mir jetzt bewusst sind. Ich hab keine Ahnung, ob ich Sachen einfach, ja, gelöscht hab aus meinem Gedächtnis. Das kann gut sein. Aber da wurden solche Themen einfach gar nicht besprochen. Das war auch nicht gut. Also es wurde nie über Rassismus gesprochen, es wurde aber auch nie über meine Herkunft gesprochen. Es wurde einfach komplett weggeschwiegen, und zwar damit so getan, als wenn ich dazugehöre, aber auf so eine ganz komische Art und Weise, die auch nicht gut war. Also [...] das ist eine Erfahrung, die ich auch in meinem migrantischen Freundeskreis, die wir ähnlich aufgewachsen sind in Schwerin, im ähnlichen Alter gemacht hab, dass wir teilweise unsere Identität einfach verschwiegen haben, dass manche Jungs teilweise so getan haben, also sich deutsche Namen gegeben haben, ich mit meinen irakischen Freunden bis heute Deutsch nur rede, weil wir nicht miteinander Arabisch gesprochen haben. Und solche Sachen. Also es war auch nicht gut.“ (Frau D, 00:33:52)

In der Auseinandersetzung mit schulischen Erfahrungen wird der eigene – unbewusste, kindliche oder jugendliche – Umgang mit Rassismus verhandelt. Manche Frauen können sich an „keine rassistischen Erfahrungen“ erinnern, die sie bewusst wahrgenommen hätten. Auch deutet sich Schule als kein geeigneter sozialer Ort für die Thematisierung von Rassismuserfahrungen. Kinder und Jugendliche mit einer (familiären) Migrationsbiografie verschweigen ihre ethnische Identität in der Klasse, geben sich „deutsche Namen“, nutzen die gemeinsame Fremdsprache untereinander, um „nicht aufzufallen“. Die Befunde deuten darauf hin, dass auch etablierte und beruflich erfolgreiche Frauen mit einer Migrationsbiografie aufgrund von Anpassungsleistungen und einer ständigen Bewältigung von auf ihre Person gerichteten Konstruktionsprozessen hinsichtlich Identität und Zugehörigkeit psychosoziale Bedarfe haben können, die es zu adressieren gilt.

Um die transgenerationale Weitergabe von Traumata, Verlust- und Ohnmachtserfahrungen als ein Spezifikum von Transmigration wird in den Interviews ebenso gerungen. Oft geschieht eine Bewältigung implizit, es fällt den meisten Frauen schwer, das, was sie erleben und durchgemacht haben, in Worte zu fassen. Andernorts kommen Erinnerungen aus der Kindheit zum Vorschein, die als Episoden der Spurensuche gelesen werden können. Eine Person berichtet exemplarisch darüber, bis zum 8. Lebensjahr „stumm“ gewesen zu sein, kaum Worte für die Kommunikation genutzt zu haben. Das als Sprachfehler diagnostizierte Phänomen wurde über Nacht abgelegt – die Erinnerung an die Verzweiflung der Familie über die vergebliche langjährige Diagnostik ohne Befunde und Therapiemöglichkeiten sowie die Aufarbeitung des Themas in der Familie wirken ein Leben lang nach.

„Ja, ja, genau, aber ich glaube, bis zur 3. Klasse hat sich das dann schon so weit entwickelt gehabt, das geht ja dann, gerade bei Kindern [...] Irgendwann ist das ja immer so, dass es, wenn bestimmte Sachen aufgearbeitet wurden, dass es dann relativ schnell geht. So hat das meine Mama auch beschrieben, also quasi super lang sehr stumm, fast nichts gesagt, und dann irgendwann war dann so von einem Tag zum anderen wie ein Wasserfall, bis heute.“ (Frau B, 00:40:38)

Sprachpraxis und formaler Bildungserfolg

Mehrere Frauen berichten über Sprachdefizite aus den verschiedenen Schulphasen: Ihnen fehlte es an Worten, um Freundschaften schließen zu können. Auch mussten Lernprobleme, die sich aufgrund von Sprachbarrieren ereigneten, behoben werden. Letztere wiederum führten zu rassistischen Beleidigungen und Beschimpfungen, die nicht adressiert oder pädagogisch aufgearbeitet wurden. Frauen berichten ebenfalls darüber, dass ihnen Sprachdefizite im Deutschen generalisierend als Defizit, das in nahezu allen

„Das war wirklich anders von [der] Realschule zum Gymnasium, deswegen war das viel schwerer. Die haben das nicht verstanden. Ich hab immer noch Probleme mit der deutschen Sprache, da ich kaum Deutsch rede. Ich hab wirklich null Freunde in der Schule. Ich rede wirklich kaum, deswegen, und, also um Sprache zu lernen, muss man viel reden, deswegen hatte ich auch viele Probleme in der Schule, immer noch. Aber ich wurde auch mehrmals geschimpft, also richtig Schimpfwörter, was man nicht sagen darf eigentlich.“ (Frau K, 00:11:49)

Lebensbereichen Wirkung zeigt, ausgelegt wurden. Sie berichten über schulische Konstruktionsprozesse, in denen ihnen Kompetenzen und sogar geistige Fähigkeiten abgesprochen wurden. Sprachbarrieren in der Grundschulzeit führen dazu, dass Lehrkräfte vorhandene hohe Bildungsaspirationen hinterfragen und Gymnasialempfehlungen nicht erteilen. Manche jungen Frauen berichten in Dankbarkeit von ihren Müttern, die ihren Bildungsweg auch dann unterstützten, wenn dieser ihnen von der Umgebung nicht zugetraut wurde. Viele Mutterfiguren stehen hinter ihren Töchtern, vielen gelingt es allerdings aufgrund von fehlenden Ressourcen und Netzwerkkontakten nicht, sie auf dem Weg zu höheren Bildungsabschlüssen zu begleiten.

„Ich glaube, ich habe halt wirklich das meiste meiner Mutter zu verdanken. Alleine, dass ich zum Beispiel aufs Gymnasium gekommen bin. Da haben damals alle gestaunt, ja, und für meine Mutter war das dann: ‚Natürlich, selbstverständlich geht die aufs Gymnasium.‘ Und als ich das irgendjemand erzählt habe in der Grundschule, haben die Eltern über mich gelacht. Meine Deutschkenntnisse waren nicht so gut, teilweise. Und vielleicht auch einfach, weil sie ja meine Mutter kannten oder so und die Deutschkenntnisse auch nicht so gut waren, und dann so nach dem Motto: ‚Das wird die nie schaffen.‘ Also, und dieses nur, weil man ja irgendwie was nicht perfekt kann oder halt vor allem Sprache, wird man ja oft immer so abgestempelt, als hätte man dann auch nicht so einen hohen IQ.“ (Frau B, 00:37:37)



**ES
BRAUCHT
VIEL, UM DIE
LEUTE HIER
ZU KNACKEN**

2. Coping-Strategien und Folgen für Frauen mit Rassismuserfahrungen

Um die Lebensrealitäten der befragten Frauen einer breiten Öffentlichkeit näherzubringen, haben wir Coping-Strategien und daraus resultierende Folgen in biografische Fallvignetten gefasst und verdichtet. Alle Elemente dieser Erzählungen sind den narrativen Interviews entnommen. Die Elemente wurden jedoch vermischt und in fiktive Biografien verwoben, um die Anonymität der Interviewpartnerinnen zu wahren.

Schweigen, aushalten, schweigen, aushalten ...

Die Biografie vieler Migrantinnen* und geflüchteter Frauen* ist bereits von Phasen langandauernder Belastung und Stress, einer Häufung schwerer kritischer Lebensereignisse und teilweise auch von Traumatisierung geprägt. Als Folge dessen erleben die Betroffenen ein tiefsitzendes Gefühl von Hilflosigkeit und dem Bedürfnis, immer auf der Hut sein zu müssen, da das eigene Umfeld als nicht mehr sicher erlebt wird. Hinzu kommen im Zuge des Migrationsprozesses Gefühle von Fremdheit, Ausgrenzung und Trauer um die verlorengegangenen Bezugspersonen, Kompetenzen und Chancen. „Eine andere Art der Traumatisierung ereignet sich aber schleichend und chronisch, etwa durch die tagtägliche Entwertung, Erniedrigung und drohende Abschiebung im Einwanderungsland. In diesen Situationen erlebt der Migrant oder die Migrantin weniger Todesangst als eine sich wiederholende, entwürdigende und latent lebensgefährliche Situation, die das Ich nicht verarbeiten kann.“ (Leuzinger-Bohleber; Lebiger-Vogel 2016).

Rassismus und Diskriminierung verstärken diese Gefühle und können zu einem anhaltenden Misstrauen, aber auch zu Hoffnungslosigkeit, Ängsten und Verzweiflung führen. Vielen Frauen mit Migration- und Fluchtgeschichte wird im Rahmen rassistischer Bemerkungen die Botschaft „Du bist nicht willkommen“, „Du bist nicht richtig so, wie du bist“ vermittelt. Dies sind schmerzhaft Erfahrungen, die häufig mit Frustration, Zweifeln und der immer wiederkehrenden Frage „War das Verlassen der Heimat eine richtige Entscheidung?“ einhergehen. All das hat nicht nur immensen Einfluss auf den Selbstwert der Betroffenen, sondern kann auch in Krisen und psychische Erkrankungen münden.

Es lässt sich schlussfolgern, dass Erfahrungen mit Rassismus und Diskriminierung für Personen mit ohnehin schon hoher seelischer Belastung einen zusätzlichen negativen Einfluss auf deren Chance ausüben, im neuen Land eine Heimat zu finden.

Fall 1: Gabuschka, 23 Jahre, Neubrandenburg

Ich sitze in einem großen Saal. Vor mir ein Mann, der hält einen Vortrag. Einen Vortrag über Rechtstextremismus und Rassismus in Mecklenburg-Vorpommern. Ich höre zu und muss für mich feststellen: Er macht mich sehr traurig, vielleicht auch ein bisschen aggressiv? Was hat er nochmal gesagt? Hier gibt es nicht so viele Probleme? Wir stehen im Vergleich zu den anderen neuen Bundesländern „sehr gut“ da? Bei uns ist die AfD nicht so stark? Nur fast 18 %? Und Rechtstextremismus haben wir in MV fast besiegt, weil es so viele Beratungsstellen gibt? Ich versuch nicht mehr zu zuhören, ich kann es kaum aushalten, in diesem Raum zu sein. Schon wieder hat er das gemacht! Er schweigt darüber, dass es auch hier Rassismus gibt. Na klar, für

ihn gibt es bestimmt keine Probleme! Aber ich traue mich nicht, etwas zu sagen, alle anderen im Saal finden den Mann witzig und kompetent.

Ich muss an meine Mama und Oma denken. Wir sind vor 20 Jahren hierhergekommen. Als Spätaussiedlerinnen. Meine Oma hat immer gesagt: erstmal war ich lebenslang *die Deutsche*, und jetzt bin ich seit 20 Jahren *die Russin*. Ich weiß noch, dass es bei uns zuhause immer sehr wenig Geld gab. Meine Familie hatte fast nichts. Wir waren schon in Russland arm und in Deutschland noch ärmer. Meine Mama war in Russland eine Lehrerin, in Deutschland hat sie als Reinigungskraft gearbeitet. Meine Oma arbeitete in Russland als Leiterin einer Schule, hier in Deutschland durfte sie nie arbeiten. Es waren schlechte Zeiten für uns, ich musste immer nachmittags bis zum Abend mit meiner Mama in einer Firma die Reinigungsarbeiten erledigen, und das war echt keine schöne Kindheit. Von den Erzählungen weiß ich, dass wir im Haus mit vielen rassistisch denkenden Menschen gelebt haben. Einmal hat jemand meinen Kinderwagen im Haus angezündet, weil er oder sie uns nicht als Nachbarinnen haben wollte. Ich saß nicht im Kinderwagen, aber könnt ihr euch die Auswirkungen dieses Angriffs auf die Beziehungen zur Nachbarschaft vorstellen? Meine Mama und Oma hatten so viel Angst, tagtäglich, sie haben die ganze Wohnung fast zu einer Festung umgebaut. Meine Oma geht bis heute nicht mehr alleine auf die Straße, immer nur mit uns in Begleitung. Sie fühlt sich nicht sicher. Bis heute!

Als Kind habe ich das Sprechen verlernt. Ja, wirklich, ich habe die Sprache verlernt. Wir haben zuhause immer Russisch gesprochen, dann sind wir nach Deutschland gekommen, und auf einmal mussten wir nur Deutsch sprechen. Ich habe vier Jahre lang nur geschwiegen, ich war einfach sprachlos. Bis heute kann ich den Akzent meiner Mama nur schwer aushalten – ich denke mir immer, sprich endlich wieder Russisch, ich kann dich kaum verstehen! Und das war wahrscheinlich auch das Problem, als ich klein war. Ich konnte nicht mehr Russisch, aber konnte auch nicht Deutsch. Später war ich im Kindergarten, aber die deutsche Sprache habe ich nicht so schnell lernen können. Ich hatte in der Schule noch Glück, weil eine Lehrerin an mich geglaubt hat. Bis heute traue ich mich kaum zu sprechen, obwohl ich akzentfrei Deutsch spreche und hier studiert habe. Russisch habe ich nicht mehr gelernt und verstehe es auch nur zum Teil. Meine Mama hat zwar Deutsch gelernt, aber nicht so gut, dass wir uns wirklich lange und gut unterhalten können. Unsere Beziehung leidet darunter, das ist so schade! Ich denke an all die anderen Migrantinnen und Spätaussiedlerinnen und frage mich, wie es ihnen mit ihren Sprachen und mit dem Sprachenwechsel ergeht. Ob sie sich hier zuhause fühlen können, oder ob sie sich wie ich immer als *Fremde* bezeichnen?

Ich weiß es nicht, aber ich hoffe, dass in Zukunft nicht mehr so viele Menschen über Demokratie und Rassismus reden, die keinen Rassismus erfahren haben, sondern wir, die zu dem Thema viel zu sagen haben.

Fall 2: Lumya, 47 Jahre, Stralsund

Ich bin eine ganz gewöhnliche Frau, wie ihr. Ich habe Kinder, ich bin seit 19 Jahren verheiratet, ich gehe arbeiten. Mein Alltag ist nichts Besonderes. Ich versuche Familie und Beruf unter einen Hut zu kriegen. Ja, das gelingt mir mal mehr und mal weniger, wie bei allen anderen auch. Ich fahre gern in den Urlaub, lese gern und mache zu wenig Sport, das kommt einfach zu kurz. Eigentlich bin ich genauso wie ihr, habe mal gute und mal schlechte Tage. Ich mache mir auch Sorgen, um meine Kinder oder meine Ehe, aber wer kennt diese Sorgen nicht?

A stylized illustration of a person's face and upper torso. The face is a light blue-grey color, with a large, dark blue-grey nose and dark, textured lips. A pink, rounded rectangular speech bubble is positioned in front of the mouth. The word "HALLO" is written in a bold, dark purple, sans-serif font inside the speech bubble. Behind the speech bubble, the word "WITAM" is faintly visible in a light blue-grey color, matching the face. The person is wearing a dark blue-grey garment. The background is a solid dark blue-grey color.

HALLO

WITAM

Aber ein bisschen *anders* bin ich wohl doch, jedenfalls kriege ich das dann und wann zu hören. Über meine Sorgen kann ich selten reden. Mein Kopftuch ist oft interessanter als ich. Ich wurde schon gefragt, ob mir unter meinem Kopftuch nicht zu warm ist oder ob ich damit duschen gehe. Am Fußgängerüberweg werde ich angestarrt, angespuckt wurde ich auch schon. Ich senke meine Blicke, versuche nicht aufzufallen. Ich will alles richtig machen, das ist mir wirklich wichtig. Das erwarte ich auch von meinen Kindern, ich will, dass sie nicht negativ auffallen. Sie sollen immer ihr Bestes geben. Ich versuche, dass ihre Brotdosen immer mit gesundem Essen gefüllt sind und ihre Anziehsachen immer tadellos aussehen. Ich bügele alles, damit keiner sagen kann, dass meine Kinder unordentlich aussehen. Sie haben viele Hobbies, das ist mir wichtig. Keiner soll sagen, dass sie nicht gut integriert sind. Eigentlich denke ich kaum an was anderes. Das beschäftigt mich auch nachts. Da liege ich dann wach und frage mich, habe ich etwas falsch gemacht? Habe ich genug gegeben? Ich gehe alles durch, jede Situation, ich will die Kontrolle behalten. Aber ich merke auch, das wird immer schwerer. Je stärker ich versuche, alles perfekt zu machen, desto mehr merke ich, dass es nichts bringt. Oft fehlt mir die Kraft, ich fühle mich hilflos, aber das kennt ihr vielleicht auch? Vielleicht kennt ihr das, dass euer Kind Geburtstag hat, ihr schöne Einladungen bastelt für die Schulfreund*innen, Spiele vorbereitet, aber kein Kind die Einladungen annimmt. Kennt ihr das? Wisst ihr, wie schlimm das ist, wenn ihr nichts machen könnt? Euer Kind sitzt vor euch und weint, weil niemand zur Geburtstagsparty kommt. Was soll ich tun? Zu allen Eltern nach Hause gehen und sagen, „wir sind keine Terroristen!“? Zum Geburtstag wünschte sich mein Kind eine Operation. Eine Operation, die mein Kind weiß macht. Wie alle anderen will ich sein, sagte mein Kind. Was sagt man da als Mutter? Wie reagiere ich? Ich gebe ja schon mein Bestes. Wir bezahlen unsere Steuern, wir sind ausgebildete Personen, und wir versuchen, unseren Vorgarten zum Blühen zu bringen und ordentlich zu halten. Aber es reicht nicht. Es ist nicht genug. Nie ist es genug.

Manchmal bin ich so traurig, dass ich schlimme Kopfschmerzen habe, Zahnschmerzen sogar. Die Ärzte finden nichts, sie sagen, es ist alles in Ordnung. Die Angst um meine Kinder ist unerträglich. Meine Kinder wurden schon mit einem Messer bedroht oder verfolgt, einfach nur weil sie mit anderen Kindern Fußball spielen wollten. Ich habe auch andere Ängste. Kann ich weiter in meinem Beruf arbeiten? Es war bereits sehr schwer, diesen Job zu bekommen. Ich hatte Glück. Aber ich arbeite auch hart, um zu zeigen, dass ich es verdient habe. Ich komme als erste und gehe als letzte, schreibe meine Überstunden nie auf. Ich übernehme alle Aufgaben, die meine Kolleginnen nicht machen wollen. Aber das politische Klima spitzt sich zu. Wenn es zu Stellenkürzungen kommt, bin ich dann die Erste, die gehen muss? Wie finde ich eine neue Anstellung? Aber das kennen andere Frauen auch. Alle Frauen, die Kinder haben, kennen diesen Druck. Erfolgreich sein zu müssen, lieber nie krank sein, durchhalten. All das beschäftigt mich, aber wie kann man das thematisieren? Wie spreche ich darüber mit meinen Kindern? Wie teile ich meine Sorgen mit meinem Partner? Der hat genug andere Probleme.

Ich stehe morgens auf, bringe meine Kinder zur Schule, gehe arbeiten und lese gern, fahre gern in den Urlaub. Ich bin genau wie ihr. Oder?

Fall 3: Dascha, 38 Jahre, Wismar

Ich wache auf und hoffe, dass der Tag schnell wieder vorbeigeht. Ich arbeite als Lehrerin, ich habe eine sogenannte DAZ-Klasse bekommen. Also Kinder, die noch nicht Deutsch sprechen, Kinder mit einer Migrations- bzw. Fluchtgeschichte. Ich bin jeden Tag so erschöpft, muss noch nachdenken, wie lange ich es noch machen möchte. Ich habe die DAZ-Klasse bekommen, weil ich

selbst eine Migrantin bin. Wir werden „Kanakenklasse“ genannt. Also die Migrantin soll zu den Migrant*innen. Wow. Schon an der Uni wurde ich mehrmals gefragt, warum ich hier studieren möchte, warum ich als Grundschullehrerin arbeiten möchte, wenn ich nicht Deutsche bin. Ja, warum möchtet ihr Englisch unterrichten, wenn ihr nicht Engländer*innen seid? Bis heute habe ich keine Antwort bekommen.

Ich bin in der Küche angekommen, mein Sohn macht gerade die Brotdosen fertig, eine für mich und die andere für sich. „Ich habe dir noch ein paar Kekse eingepackt, es ist gut für die Nerven“, lacht er. Kurze Zeit bin ich sehr begeistert, aber das ist schnell vorbei: „Du musst die Ausländer unterrichten, das kostet Kraft!“ Ich gucke ihn kurz an und frage: „Und was sind denn wir? Sind wir etwas anderes?“ Er schaut mich an und sagt: „Na klar! Wir sind anders. Wir haben uns angepasst, aber diese Ausländer wollen es nicht.“ Mir ist kurz zum Weinen. „Das kannst du doch nicht ernst meinen! Wir haben auch eine Migrationsgeschichte, das solltest du nie vergessen!“ Zum Glück müssen wir beide in die Schule, keine Zeit mehr zur Diskussion. Wir merken beide, dass wir ein Tabuthema angesprochen haben.

Ich frage mich, was habe ich schlecht gemacht, dass mein Sohn überhaupt so denken kann. Liegt es an der Sprache? Ich bedauere es zutiefst, dass ich ihm meine Muttersprache nicht beigebracht habe. Ich war noch jung, als er geboren wurde. Ich habe selbst noch studiert. Die Geburt war für mich ein Horror, während der Geburt wurde ich immer wieder gefragt, ob ich deutsch spreche, aber egal, was ich gesagt habe, kein Mensch hat mit mir gesprochen. Alle wollten sich nur mit meinem deutschen Mann unterhalten. Mein Sohn war ein klassisches Schreikind, ich wusste nicht, was ich machen soll. Ich hatte so große Heimweh, ich habe meine Familie und Freundinnen so vermisst. Ich war (und bin es bis heute) so einsam! Auch später habe ich die Beziehung und Nähe zu meinem Sohn immer wieder vermieden. Es war für mich so schmerzhaft! Ich wollte, dass er deutsch wird, gleichzeitig wollte ich es aber doch nicht zulassen. Einfach verrückt! Die Zeit mit ihm, als er Kind war, habe ich eher gehasst. Ich hatte Angst, mit ihm rauszugehen, er hat immer so geschrien, und die Menschen haben immer gesagt: „Siehst du, die Migranten bekommen immer so viele Kinder, aber kümmern sich gar nicht! Wer weiß, was sie ihm wieder getan hat.“ Ich habe es so bedauert, dass ich Deutsch kann, sonst hätte ich es wenigstens nicht verstanden. Ich wusste, ich muss deutscher werden!

Ich habe so fleißig Deutsch gelernt, nur deutsche Traditionen übernommen, ich habe mich in Vereinen engagiert und einen Hund gekauft. Jetzt ist mein Sohn schon 13, und ich bedauere so viel, weil es sich anfühlt, als hätte ich ihn verloren. Auch wenn ich mit ihm zu mir nach Hause fahre, habe ich die ganze Zeit Angst, dass er sich *zu deutsch* verhalten wird und meine Familie sich von uns noch weiter entfernt. Ich habe durch den Stress, „nicht genug“ oder „zu deutsch“ zu sein, keine Kinder mehr bekommen, ich konnte einfach nicht mehr schwanger werden, wobei wir beide als Paar gesund sind.

„Guten Morgen“, rufen die Schüler*innen. „Kommen Sie schnell! Sie hat wieder Flashbacks!“, schreit meine Kollegin. Ich weiß schon, was mich erwartet. Ich kenne das Bild fast tagtäglich. Ein kleines Mädchen sitzt unter der Bank, zittert, ist desorientiert, ihre Augen sind vernebelt. Ich sitze neben ihr, sage immer wieder: „Keine Angst, wir sind in Sicherheit!“ Nach einer gefühlten Ewigkeit kann sie bei mir einschlafen, und wir machen mit den anderen Schüler*innen wieder Deutsch. Ich sehe die Verzweiflung der anderen Kinder, sie wissen genau, wie es dem Mädchen geht, sie kennen es selbst sehr gut. Die Bilder des Krieges kommen mehrmals pro Tag zurück, sie erleben den Krieg wieder und wieder. Wir bemühen uns alle, positiv zu bleiben,



WIE TAUSEND NADELSTICHE

manchmal lachen wir. Ja, ich wusste es schon beim Aufstehen: Der Tag wird wieder sehr lang, und ich will nur, dass er schnell endet.

Fall 4: Simi, 17 Jahre, Schwerin

Ich laufe durch eine gefüllte Straße und denke die ganze Zeit: „Nicht hochschauen, nicht die Menschen anschauen!“ Ich hasse es, die Blicke der Menschen zu sehen, wenn sie mich angucken. „Nur noch ein paar Schritte mehr!“ Uff, jetzt habe ich es geschafft. Ich stehe vor dem Eingang. Gleich umhüllt mich ein unerträgliches, bedrückendes Gefühl, das sich in mich hineinfrisst. Es ist so schwer, dass ich am liebsten zu Boden gehen würde, als würden mich tausend Zementblöcke nach unten ziehen. Eine unbeschreiblich schwere Last, die ich mit mir tragen muss, aber das ist nun mal so. Noch nie anders gewesen. Ich atme noch das letzte Mal tief ein. Versuche erfolglos, diese Last von mir abzuschütteln, und gehe in meine Schule.

Auf dem Flur treffe ich ein Mädchen, die in meine Parallelklasse geht: „Hallo, meine Schokolade!“, sagt sie lachend. Ich merke, wie wütend mich das macht, aber ich bin zu müde, um mich darüber zu streiten, es hat doch eh‘ keinen Sinn, also lächle ich einfach zurück und gehe weiter. Ich habe es so satt! Immer wieder muss ich wegen meiner Hautfarbe auffallen. Niemand sieht mich! Nur meine Hautfarbe. Immer bin ich irgendwie anders. Irgendwie nicht dazugehörig. Einfach fremd. Schon als Kind ist mein Dad nach Deutschland gekommen, hat hier studiert und arbeitet hier als Arzt. Meine Mom ist eine weiße deutsche Frau und hat einen guten Job als Referentin in der Kirche. Ich bin hier geboren, und trotz allem werde ich ständig als *Fremde* wahrgenommen, ständig werde ich gefragt: „Wie lange bist du in Deutschland? Was? 17 Jahre? Dafür sprichst du aber sehr gut Deutsch!“ Da muss ich schon selbst lachen, ich kann keine andere Sprache als Deutsch. Es ist meine Muttersprache. Aber das ist den Menschen egal. Für sie zählt nur ihre vermeintliche Wahrnehmung, basierend auf Vorurteilen. Für sie kann ich nichts anderes sein als eine Fremde. Sie würden nie darauf kommen, mich in irgendeiner Weise als „richtige Deutsche“ zu betrachten. Selbst meine Klassenlehrerin wollte mir keine Gymnasialempfehlung geben. Sie hatte Angst, ich könnte Schwierigkeiten in Deutsch haben. Lächerlich. So sind sie auch mit anderen Kindern mit *Migrationshintergrund* umgegangen. Jeder, der nicht genug *deutsch* erscheint, wird automatisch für die Mittlere Reife eingeordnet. Trotz aller Widerstände bin ich aufs Gymnasium gekommen, aber warum muss es immer ein Kampf sein? Werde ich jemals aufhören können, kämpfen zu müssen?

Gleich geht der Unterricht los. Ich sitze und lese noch schnell meine WhatsApp-Nachrichten durch. Ich mache mir große Sorgen um meine Freundinnen aus der Türkei. Ich mag sie sehr gerne, sie sind immer bereit zu helfen, zu unterstützen und sorgen sich immer um andere Menschen. Sie haben Angst um ihre Mutter, sie wurde im Gefängnis gefoltert und vergewaltigt. Seitdem spricht sie kaum und ist dissoziiert. Sie tun alles, was sie können, damit es ihr wieder besser geht, aber bis jetzt ohne Erfolg. Sie tun so viel für andere, dabei haben sie ihre eigenen Traumata durch ihre Fluchterfahrung. Ich weiß nicht, wie sie es aushalten. Ich kann mir das gar nicht vorstellen. Und jetzt droht der Familie eine Abschiebung! Ich bin so froh, dass ich *nur* eine Schwarze Person bin, einen deutschen Pass habe, Deutsche bin. Aber jetzt muss ich mich auf den Unterricht konzentrieren, ich muss besser sein als alle „normalen Kinder“, das sagt mein Vater immer wieder. Nicht auffallen, sich anpassen und die beste sein, Gott, als wenn davon meine Hautfarbe heller werden könnte.

Wir danken:

Allen mutigen Migrantinnen, die an unserer Studie teilgenommen haben. Fast alle Teilnehmerinnen haben sich noch Tage nach unserem Interview schlecht gefüllt, waren aufgewühlt, gereizt und auch sehr traurig. Viele haben schon während der Interviews geweint. Trotz allem haben alle das gleiche gesagt: Die Menschen müssen unsere Geschichten lesen und unsere Perspektiven kennenlernen, sonst wird es mit der Diskriminierung nie enden.

3. Mecklenburg-Vorpommern: ein Land zum Leben? Ein Fazit

Mecklenburg-Vorpommern ist ein Bundesland der besonderen Kontraste: atemberaubende Landschaften und hohe Arbeitslosigkeit, Sehnsuchtsort und Abwanderung, Lebenskünstler*innen und AfD-Wähler*innen, Traditionen und Umbrüche, viele neue Bushaltestellen und wenige Busse.

Mecklenburg-Vorpommern hat mit 69 Einwohner*innen pro Quadratkilometer die geringste Bevölkerungsdichte und zugleich seit der Kreisgebietsreform 2011 die größten Landkreise in Deutschland. Dieser ländliche Raum ist in vielfältiger Weise eine wichtige Kontextbedingung für die Alltäglichkeit rassistischer Diskurse und Praktiken: Er bringt enge Gemeinschaften hervor, in denen Grenzziehungen und Ausschlüsse einfach vorgenommen werden können, und ist gekennzeichnet durch eine lückenhafte öffentliche Infrastruktur, in der die Teilhabe aller nicht abgesichert werden kann. Die engen sozialen Zusammenhänge, die gegenseitigen Verpflichtungen und die Grenzziehungen wirken wie ein Brennglas auf die Dynamiken von gesellschaftlichen „Othering“-Prozessen. Gemessen an der Bevölkerungszahl leben hier die wenigsten Menschen mit Migrationsgeschichte und ebenfalls die wenigsten geflüchteten Menschen. Dies wird oft als Grund dafür angeführt, dass sich Menschen im Bundesland schwer damit täten, Vorurteile abzubauen und Menschen, die zuziehen, zu akzeptieren.

„Also, sozial kann ich wirklich sagen, was ich wieder sehr doll merke, diese starke Distanziertheit der Menschen und auch das starke erstmal grundlegend Skeptische. Skeptisch und eher, wie soll ich sagen, ja, alles, was irgendwie neu ist, und es muss noch nicht einmal mit meiner jetzt irgendwie Hautfarbe zu tun haben, sondern einfach nur, dass wir neu in diese Straße hier gezogen sind, das erzeugt erstmal tendenziell Ablehnung, erstmal so ein bisschen Gegenwehr. Und das spürt man einfach.“³

„Es braucht viel, um die Leute hier zu knacken, um sie anzusprechen und irgendwie eine Freundlichkeit, was nicht nur ein ‚Guten Tag‘ ist, sondern vielleicht auch mal ins weitere Gespräch darüber hinausgeht. Trotzdem war es aber schön zu sehen, dass ich merke, aber es geht. Man muss den ersten Schritt alleine machen, man muss sich viel mehr anstrengen.“

Blickt man auf die Geschichte der Gebiete des heutigen Mecklenburg-Vorpommern, greift dies als Erklärung zu kurz. Etwa eine Million Deutsche flohen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aus Südost- und Osteuropa in die Region. Tausende Vertragsarbeiter*innen leben und arbeiten seit DDR-Zeiten hier, und 2015 nahm das Bundesland etwa 18.000 Menschen auf, die flüchten mussten. Es muss diese Geschichten von Begegnung geben – im Kopf vieler bleiben jedoch bis jetzt die Bilder von Rostock-Lichtenhagen. Heute stehen viele Einwohner*innen und eine breit aufgestellte organisierte Zivilgesellschaft für Begegnung, Unterstützung und Austausch. Die Akzeptanz der migrationsgesellschaftlichen Realität heißt: es geht um die gemeinsame Ausgestaltung von Zukunft aller, es geht um das gemeinsame Zusammenleben in einer pluralistischen Demokratie.

3 Um die Anonymisierung der Frauen zu gewährleisten, sind den Textpassagen in diesem Kapitel keine Verweise auf die sprechende Frau zugeordnet, damit Ortsangaben nicht mit vorherigen personenbezogenen Aussagen in Zusammenhang gebracht werden können. Die Zitate wurden ebenfalls wörtlich aus den Interview-Transkripten übernommen.



**ICH ERWISCHE
MICH DABEI, WIE
ICH HIER VIEL
MEHR DARAUFG
ACHTE, WIE ICH
MICH BEWEGE.**

„Da geht es nicht mal nur um irgendwie die Hautfarben, es geht auch um die sexuelle Orientierung. Das alles ist hier nicht sichtbar. Das kann ich meinen Kindern immer wieder nur erzählen und sagen, dass es viele Lebensentwürfe gibt. Aber es wird zum einen noch viel mehr kommunikativ transportiert, dass das nicht okay ist. Also so, nur Männer und Frauen dürfen doch irgendwie heiraten, und mein Sohn, warum trägst du überhaupt ein Kleid und so. Das ist hier immer Thema: Warum trägt dein Sohn Kleider? Das finde ich schade, das muss man dann irgendwie wirklich auch wieder nur als Eltern und im Privaten versuchen, irgendwie geradezubiegen, weil man kriegt das anders nicht hin.“

Viele Menschen, die hier leben, unabhängig davon, ob sie Migrationsgeschichte haben, flüchten mussten, hier geboren und/oder hier aufgewachsen sind, haben Erfahrungen des Umbruchs gemacht. Sie mussten Veränderungsprozesse gestalten, neue Realitäten verstehen und manchmal Widrigkeiten begegnen.

„Aber das hat eher etwas damit zu tun, dass es mir um so eine, wie soll ich sagen, grundlegende Lebenseinstellung geht, die die Menschen hier haben, wo ich auch das Gefühl habe, das steht einem ein bisschen im Weg, um glücklich zu sein. Und dass ich deswegen schon finde, man sollte einmal noch andere Erfahrungen machen, an anderen Orten, wie sich das anfühlt, da zu leben. Und dass das hier eigentlich auch möglich ist. Aber ich habe dieses Vorpommern-Grundgefühl auch lange Zeit noch mit mir rumgetragen.“

Ist das ein Grund dafür, dass Menschen hier vermeintlich länger brauchen, um anderen nahe zu kommen, dass diese Annäherung buchstäblich dem Knacken einer harten Nuss gleicht? Die Beschreibung eines spezifischen Lebensgefühls und von Mentalitäten in MV begegnet uns zahlreich in den Interviews mit den Frauen. Die Schilderungen dessen, wie sie Menschen in MV wahrnehmen, sind zugleich ambivalent.

„Das finde ich toll, und das muss ich auch sagen, finde ich auch heute, wenn ich an meine Jugend zurückdenke, sehe ich das heute als Plus. Das hat man damals natürlich nicht so gesehen, weil man irgendwie nur wissen wollte, wo die nächste Disco ist oder so. Und das war halt immer sauweit weg, nicht, da mussten wir immer nach Greifswald fahren und so. Einer musste immer fahren, was die Arschkarte war. Aber dafür haben wir halt unsere Abende am Strand mit Lagerfeuer und so verbracht. Und ich denke mir so heute, das war doch supercool. So, man musste so ein bisschen kreativer sein, um sich seine Zeit irgendwie gut zu gestalten, und das finde ich heute eigentlich auch sehr schön.“

Mecklenburg-Vorpommern ist mehr als die Fassade einer Tourismusregion, es ist ebenfalls mehr als das Klischee des abgehängten Ostens. Die Menschen, die hier leben, haben vielfältige Lebenswege. Die Anerkennung dieser Realität bestimmt die dringenden gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit: Wer darf kommen? Wer darf bleiben? Wie wollen wir hier zusammenleben? Wie können auch die Perspektiven derer, die heute noch marginalisiert sind, stärker eingebunden werden? Welche Maßnahmen wollen politische Entscheidungsträger*innen, zivilgesellschaftliche Organisation, Bildungsinstitutionen umsetzen, um Rassismus sichtbar zu machen und Rassismuskritik in allen Bereichen der Gesellschaft zu fördern?

All diese gesellschaftlichen Bereiche und Institutionen sind nicht frei von Rassismus. Im Sinne einer pluralen und demokratischen Gesellschaft sprechen wir uns für Teilhabe aller aus, ungehindert und frei von Diskriminierungen.

Forderungen an Politik, Zivilgesellschaft und Verwaltung

Auszüge aus dem Positionspapier zu Antirassismus, Antisemitismus und Chancengleichheit von Tutmonde e.V., Lola für Demokratie e.V. und der AG Migrantinnen des Landesfrauenrats MV

- Wir fordern für Mecklenburg-Vorpommern einen Aktionsplan bis 2025 in Abstimmung mit der Zivilgesellschaft zur Bekämpfung von strukturellem Rassismus, inklusive Qualifizierungs- und Weiterbildungsmaßnahmen für öffentliche Institutionen und Verwaltung in Bezug auf Alltagsrassismus, Förderung entsprechender Bildungsprogramme sowie Richtlinien zu Diversitätsmanagement in den Institutionen des Landes.
- Wir fordern eine deutliche und kontinuierliche Positionierung der Institutionen des Landes gegen Gruppen, die unter dem Deckmantel gesellschaftlichen Engagements menschenverachtendes Gedankengut verbreiten.
- Wir fordern Maßnahmen zur Unterstützung der Selbstständigkeit von Frauen. Dazu gehören eine spezifische Beratung für Frauen insbesondere angepasst an die Bedarfe von Migrantinnen, um ihnen eine eigenständige Existenzsicherung zu ermöglichen, sowie eine diversitätssensible Begleitung des gesamten Prozesses, kostenfreie qualitativ hochwertige steuerrechtliche Beratung und die Verankerung eines konsequenten Gender Mainstreaming in Programmen zur wirtschaftlichen Entwicklung.
- Wir fordern eine Gleichstellungspolitik, die die Verzahnung von antife-ministischen, homo- und trans*feindlichen, rassistischen und antisemitischen Strömungen ernst nimmt und ihnen aktiv begegnet. Dazu gehört die Implementierung von Qualifizierungsmöglichkeiten für Personal in Politik und Verwaltung.
- Wir fordern, entsprechend dem Kita-Erlass von 2010, dass Kinderrechte zum Standard öffentlich geförderter Bildungsträger gemacht werden. Dieser Prozess muss professionell begleitet werden.
- Wir fordern eine flächendeckende und wohnortsnahe öffentliche Kinderbetreuungsmöglichkeit (Fremdbetreuung) für alle, die sich dafür entscheiden wollen. Die Benachteiligung von migrantischen Familien bei der Platzvergabe in Krippen und Kitas in MV ist unhaltbar und kann nicht weiter geduldet werden.
- Wir fordern Aufklärung und Sensibilisierung hinsichtlich der geschlechterpolitischen Agenda von neurechten und rechtsextremen Akteur*innen und Organisationen sowie pädagogische Konzepte und Bildungsangebote, die diesen etwas entgegensetzen. Geschlechterreflektierende Ansätze sind hier pädagogisch besonders relevant und müssen dringend in Kitas und Schulen begleitet umgesetzt werden.
- Wir fordern, dass das Integrationskonzept des Landes bis 2024 um nachprüfbare Indikatoren zur Evaluierung des Monitoringberichts und um klar definierte Zuständigkeiten ergänzt sowie finanziell untersetzt wird.
- Wir fordern die Etablierung eines Programms zur Aufnahme von Menschen aus den Elendslagern am Rande der EU sowie Projekte zur Betreuung und Begleitung von illegalisierten und papierlosen Menschen in MV.
- Wir fordern, dass das Land die Verankerung von politischer Partizipation für Personen mit einer (familiären) Migrationsbiografie, auch aus Nicht-EU-Ländern, stärkt.
- Wir fordern die dauerhafte und feste Etablierung der Stellen der Integrationsbeauftragten des Landes und der Kommunen, um die Bedarfe der Menschen mit Flucht- und Migrationsbiografie aktiv in Politik und Verwaltung zu inkludieren.

Das vollständige Positionspapier findet sich unter: <https://sdgs-mv.de/pm-gemeinsames-positionspapier-zu-antirassismus-antisemitismus-und-chancengleichheit>.

Ansprechpartner*innen und Anlaufstellen

Projektbeteiligte

Tutmonde e.V.
<https://sdgs-mv.de>

Júlia Weber
Hochschule Neubrandenburg, Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung
<https://www.hs-nb.de/fachbereich-soziale-arbeit-bildung-und-erziehung/ppages/julia-weber>

Christine Krüger
Hochschule Neubrandenburg, Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung
<https://www.hs-nb.de/fachbereich-soziale-arbeit-bildung-und-erziehung/ppages/christine-krueger>

Lola für Demokratie in MV e.V.
<https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/projekte/lola>

Amadeu Antonio Stiftung
<https://www.amadeu-antonio-stiftung.de>

Jana Michael
Integrationsbeauftragte der Landesregierung
<https://www.regierung-mv.de/Landesregierung/sm/Ministerium/Integrationsbeauftragte>

Staatliche Anlaufstellen

Angebote der Landesregierung für Zugewanderte
<https://www.regierung-mv.de/Landesregierung/sm/Soziales/Integration/Angebote-f%C3%BCr-Zugewanderte>

Sprachmittlungsnetzwerk
<https://www.regierung-mv.de/Landesregierung/sm/Soziales/Integration/Sprachmittlungsnetzwerk>

Härtefallkommission des Landes Mecklenburg-Vorpommern
Ministerium für Inneres und Europa Mecklenburg-Vorpommern
– Geschäftsstelle der Härtefallkommission –
Herrn Matthias Wiedermann, II GHK
– persönlich –
Alexandrinestraße 1
19055 Schwerin
Telefon: +49 385 – 588-2150 oder -2157
E-Mail: ghk@im.mv-regierung.de
<http://www.regierung-mv.de/Landesregierung/im/Asyl-und-Fluechtlinge/H%C3%A4rtefallkommission>

Zivilgesellschaftliche Anlaufstellen

Flüchtlingsrat Mecklenburg-Vorpommern e.V.
<https://www.fluechtlingsrat-mv.de>

Beratungsstellen in Mecklenburg-Vorpommern
<https://www.fluechtlingsrat-mv.de/downloadslinks/integrationsbeauftragte>

IntegrationsFachDienste Migration (IFDM) in Mecklenburg-Vorpommern

- VSP gGmbH (IFDM Westmecklenburg)
<https://www.vsp-ggmbh.de/ifdm-wm>
- migra e.V. (IFDM Mittleres Mecklenburg und Vorpommern-Rügen)
<https://www.migra-mv.de>
- genres e.V. (IFDM in der Mecklenburgischen Seenplatte und Vorpommern)
<https://ifdm.genres-mv.de>

MIGRANET-MV

Netzwerk der Migrantenselbstorganisationen in Mecklenburg-Vorpommern
<https://www.migranet-mv.de>

Eine Welt Landesnetzwerk M-V e.V.
<https://eine-welt-mv.de>

Landesfrauenrat Mecklenburg-Vorpommern e.V.
<https://landesfrauenrat-mv.de>

Pro Bleiberecht e.V.
<http://bleiberecht-mv.org/de>

Refugee Law Clinic

Law Clinic Rostock for Public and International Law: digitale Beratung für Ratsuchende.
Telefon, WhatsApp und Telegram: +49 1522 – 6936 673
E-Mail: lawclinic@uni-rostock.de

Medien

KATAPULT MV – Zeitung für Mecklenburg-Vorpommern
<https://katapult-mv.de>

KATAPULT Magazin MV – Magazin für Kartographie und Sozialwissenschaft
<https://katapult-magazin.de>

Medizinische und psychosoziale Beratung

Medinetz Rostock (Medizinische Hilfe für Menschen ohne Papiere)

Hermannstraße 36
18055 Rostock
Telefon: +49 176 – 32750299
E-Mail: info@medinetz-rostock.de

Psychologische Beratung für besonders schutzbedürftige Flüchtlinge Schwerin

Lübecker Straße 111-113
19059 Schwerin
Telefon: +49 385 – 343347-65
E-Mail: migration@diakonie-mv.de

PSZ – Psychosoziales Zentrum Greifswald

Kapaunenstraße 10 17489 Greifswald
Telefon: +49 3834 – 2311269
E-Mail: psz@kdw-greifswald.de

Beratung zur Integration in den Arbeitsmarkt

NAF – Netzwerk Arbeit für Flüchtlinge

erreichbar über
Verbund für Soziale Projekte gGmbH
Mecklenburgstraße 9
19053 Schwerin
Telefon: +49 385 – 555 720 24
www.naf-mv.de

Stark im Beruf – Mütter mit Migrationshintergrund steigen ein (BMFSFJ)

Beratung und Informationen für Mütter mit Migrationshintergrund zu allen Fragen rund um den Arbeitsmarkt; Beratung zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf; Begleitung des (Wieder-)Einstiegs in einen Beruf. Derzeit zwei Stellen in MV: Wismar und Schwerin.
<https://www.starkimberuf.de>

Beratungsstellen an der Schnittstelle Flucht, Migration und Behinderung

Diese gibt es in M-V noch nicht. Die aktuelle bundesweite Liste findet sich unter:
https://www.fluechtlingsrat-mv.de/wp-content/uploads/2020/04/CDR_2020-04-03-Kontaktliste-HI-Beratungsstellen-Flucht-Migration-und-Behinderung.pdf

Quellen

- BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hrsg.) (2019): Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler. URL: <https://www.bamf.de/DE/Themen/MigrationAufenthalt/Spaetaussiedler/spaetaussiedler-node.html> (abgerufen am 3.7.2021).
- Burjard, Martin; Sulak, Harun (2021): Migrationshintergrund und Kinderreichtum. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Datenreport 2021. URL: <https://www.bpb.de/nachschlagen/datenreport-2021/familie-lebensformen-und-kinder/329645/migrationshintergrund-und-kinderreichtum> (abgerufen am 4.7.2021).
- Canan, Coşkun; Foroutan, Naika; Simon, Mara; Hänig, Albrecht (2018): Ostdeutschland postmigrantisch. Einstellungen der Bevölkerung Ostdeutschlands zu Musliminnen und Muslimen in Deutschland. Berlin: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung.
- Cremer, Marit (2007): Fremdbestimmtes Leben. Bielefeld: transcript Verlag.
- Dirim, İnci (2010): „Wenn man mit Akzent spricht, denken die Leute, dass man auch mit Akzent denkt oder so.“ Zur Frage des (Noe-)Linguizismus in den Diskursen über die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. Münster: Waxmann, S. 91–114.
- Ditton, Hartmut (2007): Der Beitrag von Schule und Lehrern zur Reproduktion von Bildungsungleichheit. In: Becker, Rolf; Lauterbach, Wolfgang (Hrsg.): Bildung als Privileg – Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 243–271.
- Fischer, Martin S.; Hoßfeld, Uwe; Krause, Johannes; Richter, Stefan (2019): Jenaer Erklärung. Das Konzept der Rasse ist das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung. Jena: Deutsche Zoologische Gesellschaft und Friedrich-Schiller-Universität Jena. URL: https://www.uni-jena.de/190910_JenaerErklaerung (abgerufen am 3.7.2021).
- Gomolla, Mechthild; Radtke, Frank-Olaf (2002): Institutionelle Diskriminierung – Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gouma, Assimina (2020): Migrantische Mehrsprachigkeit und Öffentlichkeit. Linguizismus und oppositionelle Stimmen in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: VS Springer.
- Hasse, Raimund; Schmidt, Lucia (2012): Institutionelle Diskriminierung. In: Bauer, Ulrich; Bittlingsmayer, Uwe; Scherr, Albert (Hrsg.): Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 883–899.
- Herwartz-Emden, Leonie: Konzepte von „Weiblichkeit“ im Migrationskontext. In: Sielert, Uwe; Marburger, Helga; Griese, Christiane (Hrsg.): Sexualität und Gender im Einwanderungsland. Oldenburg: De Gruyter, S. 98–113.
- Kleff, Sanem; Seidel, Eberhard; Toprak, Ahmet (2016): Gender & Islam in Deutschland. Berlin: Aktion Courage e.V.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne; Lebiger-Vogel, Judith (Hrsg.) (2016): Migration, frühe Elternschaft und die Weitergabe von Traumatisierungen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Madubuko, Nkechi (2020): Empowerment als Erziehungsaufgabe. Münster UNRAST-Verlag.
- Mecheril, Paul (2010): Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive. In: Mecheril, Paul; Castro Varela, Maria do Mar; Dirim, İnci; Kalpaka, Anita; Melter, Claus: Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz Verlag, S. 7–22.
- Mecheril, Paul; Scherchel, Karin (2011): Rassismus und „Rasse“. In: Melter, Claus; Mecheril, Paul (Hrsg.): Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach: Wochenschau Verlag, S. 39–59.
- Morokvasic, Mirjana (2018): Frauen in Bewegung: Migration und Geschlechterrollen. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Kurzdossier Frauen in der Migration. URL: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/282700/migration-und-geschlechterrollen> (abgerufen am 9.7.2021).
- Römhild, Regina (2018): Kultur. In: Gogolin, Ingrid; Georgi, Viola B.; Krüger-Potratz, Marianne; Lengyel, Drorit; Sandfuchs, Uwe (Hrsg.): Handbuch interkulturelle Pädagogik. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung, S. 17–23.
- Rommelspacher, Birgit (2002): Anerkennung und Ausgrenzung: Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Rommelspacher, Birgit (2018). Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Roth, Hans-Joachim; Anastasopoulos, Charis; Terhart, Henrike (Hrsg.) (2013): Sprache und Sprechen im Kontext von Migration. Worüber man sprechen kann und worüber man (nicht) sprechen soll. Wiesbaden: Springer VS.
- Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage (Hrsg.) (2017): Themenheft „Fatma ist emanzipiert, Michael ein Macho!“ Geschlechterrollen im Wandel. 2. Aufl. Berlin: Aktion Courage e.V.
- Solga, Heike; Dombrowski, Rosine (2009): Soziale Ungleichheiten in schulischer und außerschulischer Bildung: Stand der Forschung und Forschungsbedarf. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.
- Statistisches Amt Mecklenburg-Vorpommern (2019): Ausländische Bevölkerung in Mecklenburg-Vorpommern (Ausländerzentralregister). URL: <https://www.laiv-mv.de/static/LAIV/Statistik/Dateien/Publikationen/A%20I%20Bevölkerungsstand/A143/A143%202019%2000.pdf> (abgerufen am 4.7.2021).
- Sue, Derald Wing (2010): Microaggressions in Everyday Life: Race, Gender, and Sexual Orientation. Hoboken, New Jersey: John Wiley & Sons Inc.
- Tißberger, Martina (2020): Soziale Arbeit als weißer* Raum – eine Critical Whiteness Perspektive auf die Soziale Arbeit in der postmigrantischen Gesellschaft. In: Passagen (2020) 12: 95–114.
- Velho, Astride (2016): Interkulturelle Pädagogik und postkoloniale Theorie – Alltagsrassismus erfahren. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH – Internationaler Verlag der Wissenschaften.
- Wirsching, Michael; Scheib, Peter (Hrsg.) (2002): Paar und Familientherapie. Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag.

Unterstützen Sie Projekte gegen Rassismus und Frauenfeindlichkeit

Die Amadeu Antonio Stiftung setzt sich für eine demokratische Zivilgesellschaft ein, die sich konsequent gegen Rechtsextremismus, Rassismus, Antisemitismus und andere Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit wendet. Hierfür fördert sie bundesweit Initiativen, die sich in Jugendarbeit und Schule, Kunst und Kultur, im Opferschutz oder in kommunalen Netzwerken engagieren. Zu den über 1.800 bisher geförderten Projekten gehören zum Beispiel:

- die Bustour des *Women in Exile e.V.* zu geflüchteten Frauen in Mecklenburg-Vorpommern für Gespräche, Empowerment-Workshops und spontane öffentliche Aktionen
- die „Fette Elke“ des *Rock gegen Rechts Stralsund e.V.*: ein umgebauter Mercedes-Sprinter, der als Tanzlokal in ländlichen Regionen oder als Lautsprecherwagen für Veranstaltungen durch MV tourt, um Rassismus die rote Karte zu zeigen
- die Pädagogische Werkstatt des *Ein Quadratkilometer Bildung Neubrandenburg-Oststadt*, in der die RAA Mecklenburg-Vorpommern e.V. hilft, Bildungsakteure zu vernetzen und Eltern einzubinden

Wo die Amadeu Antonio Stiftung neue Themen oder Handlungslücken sieht, wird sie selbst aktiv und erprobt neue Ansätze zur Unterstützung von Fachkräften und regionalen Netzwerken. Besonderes Augenmerk legt sie dabei auf den Transfer zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis.

Die Stiftung ist nach Amadeu Antonio benannt, der 1990 von rechtsextremen Jugendlichen im brandenburgischen Eberswalde zu Tode geprügelt wurde, weil er Schwarz war. Er war eines der ersten von heute mehr als 200 Todesopfern rechtsextremer Gewalt seit dem Fall der Mauer.

Die Amadeu Antonio Stiftung ist Mitglied im Bundesverband Deutscher Stiftungen, anerkannter Träger der politischen Bildung und hat die Selbstverpflichtung der Initiative Transparente Zivilgesellschaft unterzeichnet.



Spendenkonto

GLS Gemeinschaftsbank eG
IBAN: DE32 4306 0967 6005 0000 00
SWIFT-BIC: GENODEM1GLS

Bitte geben Sie bei der Überweisung eine Adresse an, damit wir Ihnen eine Spendenbescheinigung zuschicken können.

Spendenkonto

www.amadeu-antonio-stiftung.de
twitter.com/AmadeuAntonio
facebook.com/AmadeuAntonioStiftung
instagram/amadeuantoniofoundation
tiktok.com/@amadeuantoniofoundation
youtube.com/c/AmadeuAntonioStiftung
linkedin.com/company/amadeu-antonio-stiftung

Forderungen nach explorativen Studien zu Rassismuserfahrungen werden lauter, im gesamten Bundesgebiet. Um die Dimension von Rassismus jedoch näher beschreiben zu können, bedarf es der Perspektive von Menschen, die vor Ort alltäglich und strukturell Rassismus erfahren.

Ein systematisches Monitoring, das repräsentative Zahlen über Erfahrungen mit Rassismus erhebt, findet in Mecklenburg-Vorpommern nicht statt. Auch Erhebungen zu Ausmaß und Folgen von Alltagsrassismus liegen bislang nicht vor. Die Perspektiven der Migrant*innen sind zugleich nur unzureichend repräsentiert. Der Bedarf ist hoch.

Als Reaktion darauf hat sich auf Initiative von Lola für Demokratie in MV ein Forschungskollektiv gegründet, das sich dieser Leerstelle widmet. Drei zivilgesellschaftliche Organisationen – die Amadeu Antonio Stiftung, Lola für Demokratie in MV und Tutmonde e.V. – haben sich hierfür mit Forscherinnen der Hochschule Neubrandenburg zusammengeschlossen, um die Lücke zu schließen und empirische Daten von betroffenen Frauen zu generieren. Ihre Stimmen werden einen wichtigen Beitrag dazu leisten, das Bundesland handlungsfähiger zu machen in der Dekonstruktion von Rassismus und dessen Folgen.

